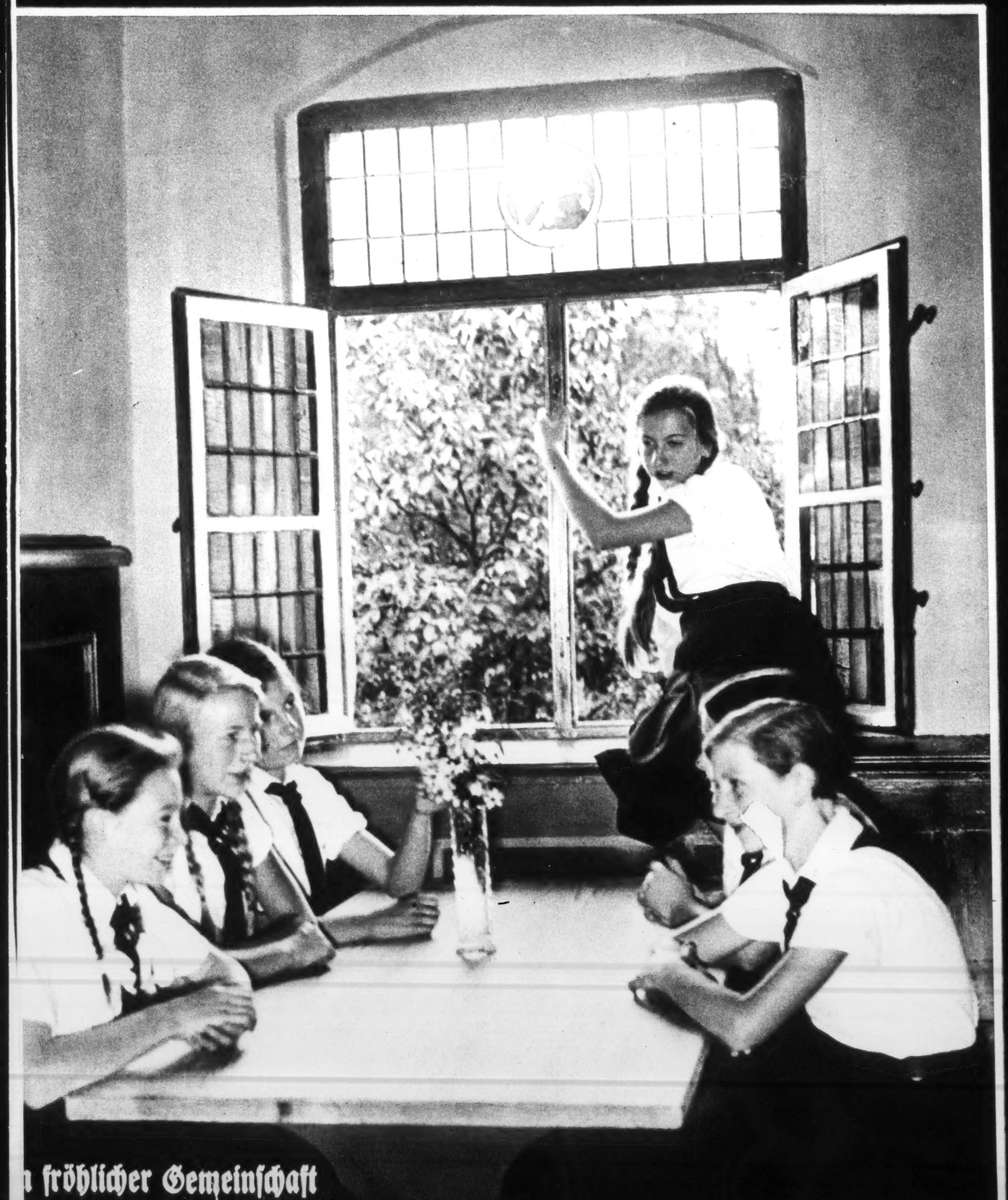
Heft 6 1936
Juni

Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Erscheint in Berlin
monatlich



n fröhlicher Gemeinschaft

Preis
25
Rpfg.
frei Haus

Aufnahme Atlantic-Photo

Inhalts-Übersicht

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Im nächsten Heft: Hausaufgaben und höhere Schule

Amtliches

„Wir Eltern und der Seefeld-Prozeß" Nr. 5, Seite 170 der „Reichs-Elternwarte"

Bekanntmachung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus vom 6. März 1936 — VIII 10512 — über den Anschluß von Schülern an fremde Personen.

Der Mordprozeß Seefeld, in dem der Täter wegen zwölffachen Mordes an Knaben und wegen vielfachen Sittlichkeitsverbrechens an Kindern zum Tode verurteilt wurde, bildet für alle Lehrer und Erzieher einen erschütternden Anlaß, die ihnen anvertrauten Kinder bei gegebener Gelegenheit immer wieder eindringlich davor zu warnen, sich fremden Personen anzuschließen.

München.

Staatsministerium für Unterricht und Kultus.

In Vertretung: Fischer.

Veröffentlicht. Die Bekanntmachung ist auch in den übrigen Ländern zu beachten.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrag: Frank.

*

Ferienordnung für alle Schularten an den Orten mit höheren Schulen

das Schuljahr 1935/36 in den Ländern außer Preußen:

(Der erste Tag ist der des Schulschlusses, der zweite Tag der des Schulbeginns.)

Bayern: Pfingsten: 28. Mai bis 4. Juni, Sommer: 17. Juli bis 1. September, Herbst: keine, Weihnachten: 22. Dezember bis 8. Januar, Ostern: 24. März bis 12. April;

Sachsen: Pfingsten: 27. Mai bis 4. Juni, Sommer: 8. Juli bis 18. August, Herbst: 9.–16. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 20. März bis 9. April;

Württemberg: Pfingsten: 1. bis 8. Juni, Sommer: 22. Juli bis 3. September, Herbst: 9.—15. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 6. Januar, Ostern: 24. März bis 13. April;

Baden: Pfingsten: 30. Mai bis 8. Juni, Sommer: 24. Juli bis 3. September, Herbst: 15.—21. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 20. März bis 9. April;

Thüringen: Pfingsten: 27. Mai bis 4. Juni, Sommer: 8. Juli bis 18. August, Herbst: 9.—15. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 19. März bis 7. April;

Fortsetzung der amtlichen Mitteilungen auf der dritten Umschlagseite

Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Begründet im Auftrage von Hans Schemm †

Herausgegeben durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier

Heft 6 1936
Juni

Erscheint in Berlin
monatlich



Aufnahme
Conitz
(Wegeesch)
zu S. 198

Wirtschaftlich-soziale Maßnahmen allein können die Wiedergesundung und Gesunderhaltung von Volk und Familie nicht verbürgen. Der Schaden sitzt tiefer. Er kann letzten Endes nur überwunden werden auf der Grundlage einer seelischen Umstimmung des Volkes, die ihm wieder den wahren Sinn des Lebens erschließt und die es den Quellen dieses Lebens, dem sittlich ernsten Willen zum Leben, zuführt.

Dr. Burgdörfer.

Schularbeiten ...?

Von Martin Schumacher

„... und Schularbeiten kriegen sie fast gar keine auf! Was sollen denn die Kinder da lernen?! Mein Mann hat unserm Fritz schon ein Extraheft gekauft und schreibt und rechnet mit ihm alle Tage. Und was sagt Fritzchens Lehrer dazu? Das sollten wir nur hübsch bleiben lassen. Fritz käme gut in der Klasse mit, und die Schule wisse es schon, warum sie so wenig aufgebe. — Nein, diese heutige Schule! Zu unserer Zeit, da haben wir jeden Nachmittag stundenlang Schularbeiten machen müssen, oft bis in die Nacht hinein. Zum Spielen blieb uns kaum Zeit!" entrüstet sich Frau B.

Zum Spielen *soll* dem Kinde aber Zeit bleiben. Denn die Auffassung vom Kind und von der Jugendzeit hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte gar gewaltig geändert. Früher betrachtete man die Jugendzeit ausschließlich als Schule, als Vorbereitung auf das spätere Berufsleben, und in dem Kind sah man den kleinen Erwachsenen. Man hielt sein Spiel für unnütze Zeitvertrödelung und spannte es so früh wie möglich in die Berufsarbeit ein. Es gab eine Zeit, da stellte man die Zwölfjährige vor Tau und Tag an das Waschfaß und litt es nicht, daß sie müßig ging, sondern drückte ihr in jeder freien Minute den Strickstrumpf in die Hand. Von dem halbwegs kräftigen Schuljungen verlangte man, daß er frühzeitig seinen Mann stand, sei es in der väterlichen Werkstatt oder auf dem Bauernhof. Zum Spielen kam er höchstens am Sonntag nachmittag; der Alltag war ausgefüllt von Schule, Schularbeiten und „nützlicher" Beschäftigung.

Die neue Zeit hat ein anderes Jugendideal. Sie sieht in dem Jungen und Mädel zunächst das Kind, das als solches Daseinsberechtigung und das Recht hat, ganz „Kind", d. h. (nach den Begriffen Erwachsener) unfertig zu sein. Und sie sieht in seinem Spiel die ihm gemäße ernste „Arbeit", auf die es Anspruch hat, und verkümmert ihm nicht seine Daseinsfreude oder seine „Jugend" durch allzu frühes Einspannen in die Berufsarbeit oder durch übermäßige Belastung mit Schulaufgaben. Man tut das nicht aus falscher Sentimentalität dem Kinde gegenüber, etwa um von ihm das harte Leben so lange wie möglich fernzuhalten; sondern der bewußte Erzieher befolgt hierbei nur die Lehren, die er aus der im Laufe der letzten Jahrzehnte gewonnenen Kenntnisse der körperlichen und seelischen Entwicklung des Kindes abzuleiten verpflichtet war. In welch hohem Maße man die Jugendzeit und die Jugend als etwas an sich Selbständiges und Eigengesetzliches wertet, also nicht als Zustand, den nun mal „leider" jeder durchmachen und der so schnell wie möglich über-

wunden werden muß, davon zeugt die Tatsache, daß man in den Gesamterziehungsplan des neuen Staatsbürgers die (Hitler-) Jugend als Miterzieher eingesetzt hat. —

Die Güte einer Schule oder eines Lehrers nach dem Umfang der regelmäßig aufgegebenen Schularbeiten zu beurteilen, ist falsch. Denn, wenn auch die Stellung der einzelnen Lehrer zur Frage der Schularbeiten nicht immer bis ins Letzte einheitlich sein mag, so darf doch eines als Tatsache festgestellt werden: es werden in allen Schulen bewußt weniger Hausaufgaben aufgegeben als in früherer Zeit.

Aus guten Gründen. Einen — wichtigen — nannten wir ja schon. Um den andern nachgehen zu können, müssen wir uns zuvor einmal mit dem Sinn der Hausaufgaben befassen. Ist ihr Sinn der, daß Vater oder Mutter nachmittags mit dem Kinde noch einmal „Schule hält"? Daß Vater seinem Jungen das verflixte Dividieren und das Schreiben erst mal „richtig" (d. h. so, wie er es einst gelernt hat) beibringt? Gehört es überhaupt zu den Hausaufgaben, daß sie von den Eltern peinlichst überwacht werden? Nein und abermals nein! Hausaufgaben stellen die Uebung und Anwendung des in der Schule Erlernten dar und den ersten Versuch selbständiger Arbeit. Sie müssen vom Kinde ohne fremde Hilfe geleistet werden können. Dauernde Hilfe bei den Hausaufgaben macht das Kind unselbständig und erschwert dem Lehrer die Kontrolle darüber, ob ein Schüler das durchgenommene Arbeitsgebiet wirklich beherrscht.

Hausaufgaben, die in der Schule nicht kontrolliert werden, verlieren dadurch an Sinn und Wert. Denn das Kind will seine Arbeit begutachtet wissen; es erwartet Anerkennung seiner Leistung und schöpft neuen Arbeitsantrieb aus dieser. Umfangreiche und vielgestaltige Hausarbeiten jedoch regelmäßig und mit helfender Gründlichkeit zu kontrollieren, ist der Schule infolge des damit verbundenen Zeitverlustes schlecht möglich. Die Stichprobe ist und bleibt nur ein kümmerlicher Ersatz. Deshalb schränkt die Schule die Hausaufgaben nach Umfang und Häufigkeit ein; denn unkontrollierte Arbeit verführt das Kind zur Liederlichkeit, Faulheit und — Mogelei.

Die Volksschule wird bei der Erörterung des Themas „Schularbeiten" auch auf das soziale Moment hinweisen, das ihr eine sparsame Inanspruchnahme der häuslichen Tätigkeit für die Schule ratsam erscheinen läßt. Zwar ist im neuen Staate viel getan worden; aber noch konnte die Wohnungsfrage nicht überall zur Zufriedenheit gelöst werden, und noch immer fehlt es vielen Arbeiterkindern an dem ruhigen Plätzchen in dem beengten elterlichen Heim, wo sie ungestört ihren Schularbeitspflichten nachkommen können. Darauf muß die Schule Rücksicht nehmen, ebenso aber auch auf sozial günstiger gestellte Eltern, die den Arbeitsplatz ihres Kindes gern häufiger und länger besetzt sehen möchten.

Also: weil die Schule will, daß die Hausaufgaben vom Kinde selbständig angefertigt werden, weil sie bedenkt, daß Hausaufgaben an erzieherischem Wert verlieren, wenn sie nicht kontrolliert werden und weil sie weiß, daß soziale Momente vielfach ihrer korrekten Erledigung entgegenstehen, gibt sie wenig auf und „Leichtes".

Ein weiterer Grund für ihre gegen frühere Gepflogenheiten abweichende Stellung zur Frage der Hausaufgaben liegt in dem Wandel, den die Zielsetzung ihrer Arbeit in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat. Immer stärker und immer betonter stellt die Schule die Erziehung des Kindes als ihre Hauptaufgabe in den Vordergrund. Nicht im bloßen Vermitteln von Kenntnissen und Fertigkeiten, im Lehren und Lernen also, erblickt sie ihren Daseinszweck, sondern im Gestalten und Formen des jugendlichen Menschen, in seiner körperlichen Ertüchtigung, im Wecken und Pflegen seiner geistigen Anlagen, seines Denkens, Folgerns und Schließens, in seiner Charakterbildung und — seiner politischen Ausrichtung. Darum lehrt die heutige Schule nicht: „Das ist so!" sondern sie versucht, das Kind zu befähigen, die Frage: „Warum ist das so?" beantworten zu können. Darum paukt sie dem Kinde nicht eine Rechenregel ein und lehrt es mechanisch danach verfahren, sondern sie läßt das Kind den Weg zur Lösung (die Regel) selber finden und sinngemäß anwenden. Darum legt die Schule wenig Wert darauf, daß der Schüler die Namen der Berge und Flüsse eines Landes herunterschnurren kann; sie verlangt vielmehr, daß er die Karte zu lesen und aus ihren Zeichen Schlüsse auf die Eigenart einer Landschaft und ihrer Bewohner zu ziehen vermag. Darum kommt die Schule nicht im Entferntesten etwa auf den Gedanken, das Programm der NSDAP. auswendig lernen zu lassen; doch will sie, daß schon der Pimpf erkennt — soweit es eben seine Denkkraft zuläßt —, daß

nur durch die Verwirklichung der in diesem Programm aufgestellten Forderungen eine neue und glücklichere Zeit für unser Volk und Vaterland anbrechen kann. Darum predigt sie nicht den Rassenhaß, sondern versucht, in dem deutschen Kinde das Rassengefühl, das Rassenbewußtsein und die Verantwortung gegenüber der Rasse zu wecken und wachzuhalten.

Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen Zielsetzung der Schularbeit, d. h. der Arbeit der Schule am Kinde, ihr Schwergewicht in der Schule und in der Unterrichtsstunde selbst liegen muß. Und, daß diese Arbeit nach außen hin — etwa durch Hausaufgaben — wenig in Erscheinung treten kann. Ein lebendiger Geist erscheint der heutigen Schule wichtiger als ein belastetes Gedächtnis. Darum beschränkt sie die Lernstoffe, die sich das Kind ja zum größten Teil zu Hause aneignen muß, nach Zahl und Umfang auf ein Mindestmaß.

(Es möge mich jedoch niemand mißverstehen: Kein Wort sei gesagt gegen die gedächtnismäßige Aneignung der unbedingt notwendigen Bildungselemente, die das Rüstzeug und das Wissensfundament des Bildungsgebäudes darstellen. Das Einmaleins muß nun mal „gekonnt" werden, „im Schlafe" sogar, denn sonst ist es aus mit aller Rechenkunst und -fertigkeit. Und eine Anzahl wichtiger Geschichtszahlen muß „gewußt" werden, denn sie sind die Ruhe- und Orientierungspunkte im geschichtlichen Raum. Der Schüler muß wissen, in welche Zeit er einen Hermann den Cherusker, einen Heinrich den Löwen, einen Friedrich den Großen, einen Bismarck usw. zu stellen hat, oder über wieviel Generationen hinweg wir rückschreitend in das Zeitalter der Befreiungskriege, in das des Dreißigjährigen Krieges oder der Reformation gelangen.)

Völlig gebrochen hat die Schule mit der üblen Sitte der Ferienaufgaben. Nur Lehrer, die vergessen hatten, daß sie selber einmal Schulkind waren, können diese erfunden haben! Denn sonst hätten sie gewußt, daß die Aufgaben nicht, wie empfohlen, als kleine Tagespensen erledigt wurden, sondern unter höchstem Atmosphärendruck und unter Heulen und Wehklagen am letzten Tage. Gott sei Dank waren die Kinder zu allen Zeiten von Natur aus so unbekümmert, daß ihnen während der Ferien die ferne Schule und die zum Wiederbeginn des Unterrichts geforderten Schularbeiten die Stimmung nicht verderben konnten; nur die ganz „Braven" hatten Albdrücken. Ein Unfug aber war es trotzdem. — Die heutige Schule will nichts Halbes sein und nichts Halbes leisten. Deshalb verlangt sie von dem Schüler während der Unterrichtszeit restlose Hingabe an die Arbeit, gönnt ihm jedoch während seiner Ferien ebenso restloses Ausspannen.

Daß es dem Schüler möglich ist, unbeschwert von schulischen Hemmungen, etwas ganz zu tun, deswegen wurde auch der schulfreie Staatsjugendtag eingeführt und der aufgabenfreie Nachmittag geschaffen. Daß es anfangs da und dort haperte, — Führerfrage usw. —, und daß die Heimfrage noch nicht allerorts eine befriedigende Lösung fand, darf nicht als Mißlingen oder Versagen betrachtet werden, sondern als Verpflichtung, der Jugend helfend zur Seite zu stehen. Denn sie hat erkennen gelernt, daß Zeit ein Geschenk ist, das an Wert verliert, je weniger man es benutzt, und das zum bösen Gewissen wird, wenn man es vertut.

Sie in dieser Erkenntnis zu bestärken, nicht mit mahnenden Worten, sondern in sinn- und kindgemäßer Gestaltung der Freizeit — je unauffälliger desto besser! — sollte sich jedes Elternhaus angelegen sein lassen. Indem es den Tagesablauf des Kindes regelt und ihm Pflichten auferlegt, die seinem Alter, seinen Kräften und seine Einsicht entsprechen (es aber nicht vor die Aufgaben Erwachsener stellt wie ehemals), wird dieses ganz allmählich herauswachsen aus dem Zeitalter, da das Spiel seine „Arbeit" war und sein Recht. Dem größeren und reiferen Kinde wird auch dann wieder die Schule umfangreichere Aufgaben zumuten, genau aus den gleichen Gründen, aus denen sie bei den jüngeren in dieser Frage eine der Entwicklung angepaßte Beschränkung für richtig hält; aus Gründen einer vernünftigen Erziehung nämlich.

Soweit die Volksschule – und wie steht es um die Hausaufgaben in der höheren Schule? Darüber berichtet das Juli-Heft der „Reichs-Elternwarte"

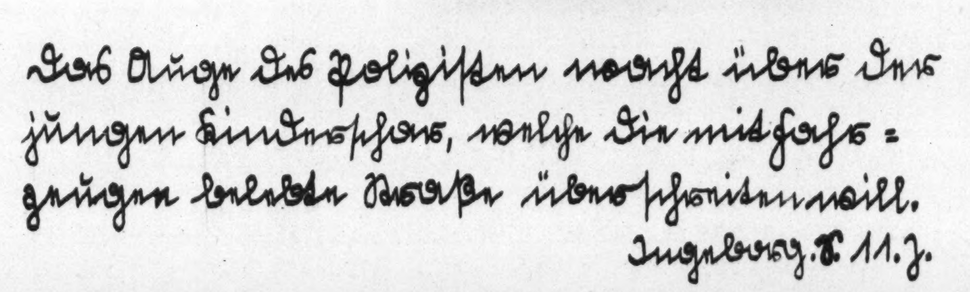
Jugend und Polizei

Wie die Jugend über sie denkt

Von Albrecht Schäfer

Mit 4 Sonder-Aufnahmen für die Reichs-Elternwarte der Atlantic-Photo

Sie sieht sie mit anderen Augen an als frühere Generationen. Die Zeiten, in denen der Gendarm der Jugend als Schreckgestalt erschien, sind vorbei, obwohl noch immer da und dort in den Familien der „Polizist" und der „Schwarze Mann" von hilflosen Eltern als Drohung und — „Erziehungsmittel" benutzt werden. Kritisches Beobachten und natürliches Empfinden haben die Jugend zu einer rechten Einstellung zu den Hütern der Ordnung geführt. Wohl respektiert sie den beamteten Schützer der Gesetze, nicht aber als Rächer und Richter, sondern als Freund und Helfer aller Guten im Volksstaat, zu dem auch das Kind Vertrauen haben darf. Aus den Aufsätzen, die die Oberstufe einer Landschule über die Polizei anfertigte, bringen wir eine zwanglose Auslese. Sie mag beweisen, welchen Wandel die innere Einstellung der Jugendlichen zum Staate und seinen Einrichtungen durchgemacht hat.


Das Auge des Polizisten wacht über der jungen Kinderschar, welche die mit Fahrzeugen belebte Straße überschreiten will.
Ingeborg K. 11 J.

Die Polizei hat auch die Aufgabe, die Jugend vor Schund- und Schmutzliteratur zu bewahren. Sie überwacht die Filmvorführungen und schließt Jugendliche von Filmen aus, die für sie nicht geeignet sind.
Die Baupolizei sorgt dafür, daß wir in Häusern wohnen, die uns nicht über dem Kopf zusammenfallen. Sie sorgt für gefahrsichere Schulräume.
Alfred R. 14 J.



Wer führt die Kinder wohl so sicher über die Straße wie der Polizeimann? . .

Im reiferen Alter werden wir der Polizei dankbar sein, daß sie uns vor Schaden aller Art bewahrt hat. Heinz V. 14 J.

Wer nur ein schlechtes Gewissen hat, braucht vor der Polizei Angst zu haben.
Zur Polizei können wir immer Vertrauen haben.

Ursula Z. 14 J.

Unsere Polizeibeamten sind Hüter der Ordnung im neuen Staate. Herbert M. 12 J.

Der Polizist, der die wenigsten Anzeigen erstattet, ist am angesehensten; sein Revier ist nämlich in Ordnung. Horst L. 13 J.

Die Polizei sorgt nicht nur für das leibliche, sondern auch für das seelische Wohl der Jugend. Sie ist auch dann ihr Freund, wenn sie die Jugendlichen von den Tanzböden holt. Lothar W. 14 J.

Unter der strengen Amtsmiene des Polizisten sieht man oft nicht das gute Herz.

Hildegard E. 14 J.



Darum haben die beiden Kleinen, die sich verlaufen haben, auch keine Angst, solange auf der Wache zu bleiben, bis Mutti sie abholt, denn . . . .

Wenn in einer Schulklasse eine ansteckende Krankheit ausbricht, so schließt die Gesundheitspolizei die Klasse, damit die anderen Kinder nicht gefährdet werden. Sie sorgt auch für die Durchführung des Verbotes der Kinderarbeit.

Hans Fr. 14 J.

Früher fürchtete die Jugend die Polizei. Sie sah in dem Polizisten eine Schreckgestalt. Heute ist es anders.

Herbert P. 14 J.

Auch die sonst so gefürchtete Kriminalpolizei ist unser Freund. Sie schützt die Jugend vor Verbrechern und deckt Verbrechen auf.

Herbert P. 14 J.

Wenn wir den Namen Polizei hören, denken wir fast immer nur an den uniformierten Beamten. Sie tritt uns aber auch in anderer Gestalt entgegen, immer als Helfer und Freund.

Ursula Sch. 12 J.

Wenn wir ein bißchen nachdenken, so finden wir, daß der Polizist nicht nur ein strenger Herr ist, der bloß mit Pistole und Säbel herumläuft, sondern auch ein wirklicher Freund der Jugend.

Horst Sr. 13 J.

Wenn der Polizist jemand aufschreibt wegen unvorsichtigen Fahrens oder weil er kein Licht am Fahrrad hatte, so tut er es nicht, um Geld zu nehmen, sondern um Unfälle zu verhüten.

Günter J. 12 J.

Hat ein Kind sich verirrt, so nimmt es der Polizist mit zur Wache. Aber nicht, um es zu bestrafen, sondern um es zu trösten. Auf der Wache werden die Kinder oft verwöhnt.

Hans W. 13 J.

Wenn die Kinder auf dem Fahrdamm spielen und der Schupo jagt sie fort, so werden sie heimlich auf ihn schimpfen und sagen, er sei ein Spielverderber. Er aber wollte ja ein Unglück verhüten und meinte es gut mit ihnen.

Erich F. 13 J.



sie wissen ja, daß der Polizist ein Freund der Kinder ist. In so lustiger Gesellschaft vergessen sie ganz, daß sie ja ein wenig Heimwch nach Mutti haben

Kunstschrift – ein Lehrfach?

Von Hans Scheffler

In den letzten Tagen vor der Schulentlassung pflegt der geregelte Unterrichtsbetrieb einer betriebsamen Geschäftigkeit und Unruhe zu weichen, die sich auch auf die Lehrer überträgt. Die Lösung von der Schule bahnt sich an. Eines der äußeren Kennzeichen ist das große Aufräumen.

Riesenstapel von Zeichnungen kommen zum Vorschein und werden an die Abgehenden verteilt. Es dauert nicht allzu lange, bis vor jedem sich ein ansehnlicher Stoß auftürmt. Zeichnungen aus den letzten beiden Jahren, die sorgsam aufbewahrt worden sind, um nun in die Hände ihrer Verfertiger zurückzukehren. Was da nicht alles zum Vorschein kommt! Hier ein hervorbrechendes Talent, daneben der fleißige, ordentliche, aber phantasielose Zeichner — eine Fülle der Abschattierungen von der einen zur anderen Seite.

Wir hatten in diesem Jahre noch etwas Besonderes zu verteilen, das mit einer gewissen Feierlichkeit und Vorsicht aus dem verschlossenen Fach geholt wurde. Zuerst waren es sorgsam gemalte Plakate mit tadellos farbig aufgeteilten Flächen, dann Schriftplakate verschiedenen Charakters. Dann breite Hefte mit seidenen Kordeln. Meine Ahnen verkündet die Titelseite.

Volksschulkinder gestalten ihr Märchenerlebnis

Gold und farbenprächtige Initialen, Symbol und Ausdruck für die Welt des Wunderbaren, wie sie Dreizehnjährige erlebten

rus, wie der Dieb am Galgen, du hast
lange Finger gemacht und den Leuten
das Tuch abgezwickt. Du kommst nicht
in den Himmel, der Herr hat mir ver-
boten, solange er draußen wäre, irgend
jemand einzulassen. —
S eid doch barmherzig, rief
der Schneider, kleine Flick-
lappen, die von selbst vom
Tisch herabfallen, sind
nicht gestohlen und nicht
der Rede wert. Seht, ich hinke und habe
von dem Weg daher Blasen an den Fü-
ßen, ich kann unmöglich wieder umkeh-
ren. Laßt mich nur hinein, ich will

alle schlechte Arbeit tun.
J ch will die Kinder tragen,
die Windeln waschen,
die Bänke, darauf sie ge-
spielt haben, säubern und
abwischen, und ihre zerris-
senen Kleider flicken. Der heilige Pet-
rus ließ sich aus Mitleiden bewegen
und öffnete dem lahmen Schneider
die Himmelspforte so weit, daß er mit
seinem dürren Leib hineinschlüpfen
konnte. Er mußte sich in einen Winkel
hinter die Türe setzen und sollte sich
da still und ruhig verhalten, damit ihn
der Herr, wenn er zurückkäme, nicht

Haspel und sprach: Jetzt mache dich an die
Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis
morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold
versponnen hast, so mußt du sterben. Da-
rauf schloß er die Tür selbst zu, und sie blieb
allein darin.
a saß nun die arme Müllerstoch-
ter und wußte um ihr Leben keinen
Rat. Sie verstand gar nichts da-
von, wie man Stroh zu Gold spinnen konn-
te, und ihre Angst ward immer größer, daß
sie endlich zu weinen begann. Da ging auf ein-

mal die Tür auf und trat ein kleines Männchen
herein und sprach: Guten Abend, Jungfer Mül-
lerin, warum weint sie so sehr? — Ach, antwor-
tete das Mädchen, ich soll Stroh zu Gold spinnen
und verstehe das nicht. Sprach das Männlein:
Was gibst du mir, wenn ich dir's spinne? —
M ein Halsband, sagte das Mädchen,
das Männchen nahm das Halsband,
setzte sich vor das Rädchen, und schnurr,
schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die
Spule voll. Dann steckte es eine andere auf,
und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezo-

Die Seite aus „Der alte Graf" zeigen uns Schriftcharakter und Text in wundervoller Harmonie. Ist das noch Routine oder schon persönliche Gestaltungskraft?

Der alte Graf von Nordstern hielt mit großem Eifer auf Wahrheit und Recht. Einige böse Menschen wurden deshalb gegen ihn so aufgebracht, daß sie zusammen schwuren ihn umzubringen. Sie bestellten einen Meuchelmörder, der ihn in der nächsten Nacht ermorden sollte.

Der handgemalte Stammbaum führt in die Familiengeschichte ein. Die nächsten Seiten bringen die Namen der Sippenmitglieder, und den Schluß bildet ein kurzer, in Kunstschrift ausgeführter Abriß der Lebensgeschichte einzelner Glieder der Familie.

Ob alle diese Arbeiten, deren Vorbereitung und Herstellung insgesamt die Dauer eines Schuljahres umfaßte, wohl das Schicksal der üblichen Schülerzeichnungen teilen werden? Nein, das wird sicherlich nicht geschehen. Eine so unendlich mühevoll ausgeführte, bis ins Kleinste durchdachte Arbeit wird nicht vergessen und wirkt nachhaltig. Nachhaltig wirkt auch die Schaffensfreude, die beim Werk empfunden wurde.

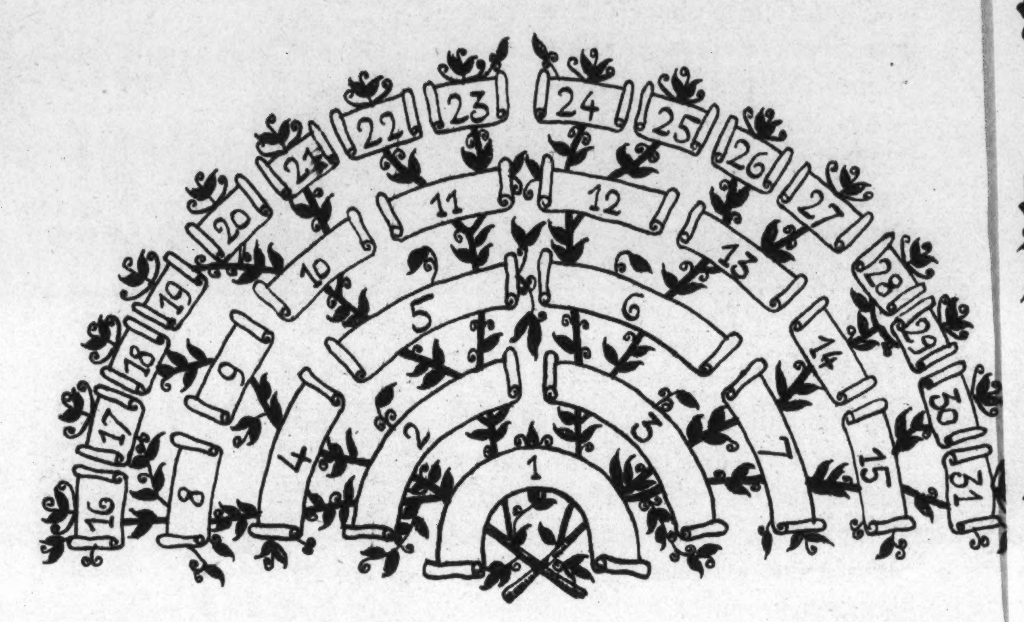
Wir haben uns vor etwa Jahresfrist auf Grund vieler eingehender Versuche und Beobachtungen entschlossen, dem Unterricht in der Kunst- und Plakatschrift einen breiteren Raum zu geben, als dies sonst in Volksschulen üblich ist. Dabei war uns von vornherein klar und richtunggebend, daß unser Ziel sich nicht mit dem decken kann und darf, das etwa die Fachschulen erstreben. Aber wir rückten bewußt ab von der Beurteilung der Kunstschrift als einem Anhängsel des Zeichenunterrichts. Irgend ein Ganzes in sich Abgeschlossenes wollten wir, das endlich einmal den Eindruck des Unfertigen und Stümperhaften beseitigt, der dem Zeichnen letzthin doch anhaftet.

Warum überhaupt Kunstschrift in Volksschulen, fragt man mich. Und wenn schon Kunstschrift an dieser oder jener Schule, weshalb soviel Aufhebens darum? Und ein anderer, der vielleicht tiefer in die Schularbeit hineingeschaut hat, lächelt gar vielsagend, weil ihm wohlbekannt ist, daß jede Schule, die auf irgendeinem Gebiet Besonderes leistet, dafür andere vernachlässigt, ja vernachlässigen muß, und daß sogenannte Musterschulen ihrem Namen oftmals wenig Ehre machen. Wir haben allerdings etwas vom Zeichenunterricht abstreichen müssen. Gern geschah auch dies nicht, aber der Winter ist lang und seine Zeichenstunde in den oberen Jahrgängen doch nicht so fruchtbar wie im Sommer, der dazu einladet, die Natur einzufangen und aus erster Quelle zu studieren. — Wir fingen also eifrig zu schreiben an. Was gab es da im Anfang für Hemmnisse zu überwinden! Sauber mußte man arbeiten, sehr ordentlich galt es zu sein, absolut genau und gewissenhaft zu schreiben, war Voraussetzung. Und ein nicht geringes Maß von Umsicht war vonnöten bei der Flächenaufteilung, welche die Geduld bisweilen einer schweren Probe unterzog.

Man hat oft gesagt, das Schreiben sei doch im wesentlichen eine mechanische Angelegenheit. Zugegeben, daß die mechanischen Kräfte wohl geweckt und geschult werden müssen. Aber hier gibt es eine Grenze, die sehr bald erreicht ist, über die der Schreiber — auch der kindliche — herüberstößt in ein Neuland. Er sucht nach eigenen Formen. Seine Schrift wird irgendwie persönlichkeitsbetont. Es ist zwecklos, hier darüber weiter ausholend zu sprechen. Man muß

Eine lebensvolle Ahnengeschichte, wie sie die Schülerin einer Landschule im Anschluß an die eingehende Ahnenforschung niederschreibt. Nur Fertigkeit? Oder vielleicht erste Anzeichen für die Anbahnung einer neuen Kultivierung der Schrift?

Meine Ahnentafel



Proben von Kunstschrift zum Vergleich vor sich haben.

Während der Arbeitende sorgsam Zeichen für Zeichen auf sein Papier zieht, ahnt er zum mindesten, was Formschönheit heißt. Er hat in einem Halbjahr die wichtigsten Schriften darzustellen gelernt und beginnt, bei der Gotik angelangt, zu begreifen, daß hinter diesen gebrochenen Schriftzeichen irgend etwas schwingt, das eine volkhafte Deutung fordert. Er ist bereits über die Phase hinausgewachsen, in der er Schrift lediglich als massig, zierlich oder elegant zu deuten vermag und greift mit fast instinktiver Sicherheit die rechte Schriftart für einen Entwurf heraus, der ihm aufgetragen ist.

Das Formgut der Schrift ist gegenüber dem des freien malerischen und zeichnerischen Schaffens gering. Aber gerade in dieser Begrenzung liegt seine Kraft. Unerbittliche sachliche Forderungen werden gestellt. Klarheit, Uebersicht, Wirkung und Raumbegrenzung heißen sie im wesentlichen. Das Auf- und Abwogen der Schriftkolonnen innerhalb der Zeilen ergibt einen Rhythmus, der uns irgendwie bannt. Die Gebundenheit an das Ornamentale ist eine Beschränkung, wie wir sie in der mittelalterlichen Kunstauffassung und in der Volkskunst als Selbstverständlichkeit wiederfinden. Diese Beschränkung aber führt nicht zur Mechanisierung, sondern macht, recht ausgenutzt, Formkräfte lebendig, welche im

Ich heisse Ursula Zühlke und bin am 22.10.1921 in Pinnow als Tochter des Maurers Paul Zühlke und seiner Ehefrau Hedwig, geb. Hundertmark geboren. Ich bin rein arischer Abstammung, evangelischer Konfession und habe keine Geschwister. Als ich 6 Jahre alt war, wurde ich in die 6stufige Volksschule zu Borgsdorf eingeschult. Ich werde 1936 aus der Schule entlassen. Seit dem 1. Dezember 1933 gehöre ich der Jungmädelschar Borgsdorf an

Paul Otto Zühlke wurde am 2.8.1891 in Pinnow als Sohn des Arbeiters Julius Zühlke und seiner Ehefrau Albertine, geb. Storbek geboren. Er ist rein arischer Abstammung,

Zeichenunterricht ganz selten eine derartige Steigerung erfahren können.

Eine Lanze daher für die Kunstschrift! Für das Leben, nicht für die Schule lernen wir — ein fast schon abgegriffenes Wort, das dennoch verdient, hier einmal herausgestellt zu werden. Man hat diesem Umstande schon einmal Rechnung tragen wollen, und wohlmeinende Lehrer brachten ihren Kindern die sogenannte Rundschrift bei. Wir wollen sie hier nicht schelten, hatten sie doch die besten Absichten. Aber die Rundschrift in Vergleich bringen zu den hier abgebildeten Schriftproben, das dürfen wir. Und nun werden wir erkennen, worin der grundlegende Unterschied

1 Zühlke, Ursula
geb. 22.10.21. Pinnow
2 Zühlke, Paul Otto
geb. 2.8.1891. Pinnow
Maurer
3 Zühlke, Hedwig
Lina Elisabeth

geb. Hundertmark
geb. 24.10.1892. Schöneberg
4 Zühlke, Julius Her-
mann geb. 7.1.1866. Filehne
gest. 15.4.1917. Pinnow
Arbeiter
5 Zühlke, Albertine Hen-

Zeile um Zeile entstand. Innerhalb der gezogenen Grenzen ein Suchen nach Ausdrucksformen. Die Schriftzeichen sind nicht abgewandelt, und doch ist das Ganze persönlichkeitsbetont

evangelischer Konfession und hat 5 Geschwister. Als er 6 Jahre alt war, wurde er in die 2stufige Volksschule zu Borgsdorf eingeschult. 1906 wurde er aus der Schule entlassen. Sein Wunsch war, Maurer zu lernen. Nach 3jähriger Lehrzeit machte er seine Gesellenprüfung. Von 1911-13 diente er als aktiver Soldat. Am 1.8.1914 wurde er zum Krieg eingezogen, und kam am 6.3.1920 wieder. Am 14.5.1921 verheiratete er sich mit Hedwig Hundertmark.

Hedwig Elisabeth Lina Zühlke, geb. Hundertmark wurde am 24.10.1892 in Schöneberg als Tochter des Straßenbahnschaffners Hermann Hundertmark und seiner Ehefrau Anna, geb. Berg geboren. Sie ist rein arischer Abstammung, evangelischer

zwischen dieser und jener, zwischen dem Einst und dem Jetzt besteht. Hier ein charakterloser, nichtssagender, nicht entwicklungsfähiger Duktus, dort die lebensvolle, historisch gewachsene, ästhetisch schöne Schrift als Ausdrucksmittel.

Für das Leben! Die Zahl der Berufsgruppen ist nicht gering, deren Handwerk den unmittelbaren Kontakt mit dem Abnehmer fordert. Wir können einfach nicht Verzicht leisten auf Kunst- und Plakatschrift, ebenso wenig wir auf das Werben an sich verzichten könnten.

Wir wollen mit der Betonung der Schrift im Kunstunterricht praktischen und ideellen Forderungen gerecht werden. Und um den letzteren klare Form zu geben: Wir wollen kunsterzieherische Aufgaben, soweit sie der Volksschule zukommen, auch durch Schriftgestaltung erfüllen helfen und dabei ein Ziel klar umrissen vor uns sehen. Dieses Ziel soll heißen: Gestaltwerdung einer neuen Volkskunst. Was können wir schon mehr als anbahnen! Unsere Zeit beginnt, das Problem der Kunst wieder als Formproblem aufzufassen. Hier sind der Schule Aufgaben zu erfüllen gewiesen, die aus der Enge in die Weite führen. Hier ist eine Möglichkeit gegeben, zu dem Schüler in einer Sprache zu reden, die er versteht. Die Schrift ist ihm vertrauter täglicher Weggenosse. Ihre Ausweitung zur Kunstschrift bedeutet: Sie auf die allgemein gültigen Formgesetze zu bringen, die ihren künstlerischen Wert ausmachen. Das aber heißt, den ersten Schritt hineinzutun in eine Welt, die uns unendliche Werte vermitteln kann; wenn wir sie ganz zu erschließen vermögen.

Wir freuen uns, hier einige Arbeiten von vielen wiedergeben zu können, die in unserer Landschule innerhalb kurzer Zeit entstanden. Wer unseren Ausführungen bis zum Schluß gefolgt ist, wird sie in den Schriftwiedergaben bestätigt finden. Noch mehr: Wer mehr tut, als nur diese Schülerarbeiten ein wenig zu überfliegen, muß gepackt und mitgerissen werden von der Gestaltungsfreude, welche aus diesen immerhin doch unvollkommenen Versuchen leuchtet.

Hilfe bei den Schularbeiten

An anderer Stelle dieser Zeitschrift wird von den Schularbeiten behauptet, daß sie ihren Sinn und ihren Zweck verfehlt hätten, wenn sie nicht ohne jede fremde Hilfe vom Kinde angefertigt würden. Das ist unbedingt richtig.

Aber — werden manche besorgten Eltern fragen: was sollen wir denn tun, wenn unser Kind bei seinen Arbeiten um unsere Hilfe bittet? Sollen wir strikte „Nein!" sagen? Oder sollen wir doch...?

Ja, wir sollen doch! Allerdings nicht so, daß wir für das Kind die Arbeit tun. Aber raten können wir ihm und — Interesse für seine Arbeit zeigen.

Da sitzt nun der Franz an seinem Aufsatz und kaut an seinem Federhalter und jammert: „Vater, ich weiß nicht, wie ich weiter schreiben soll. „Weshalb und wie wir den 1. Mai feierten", heißt die Aufgabe. Weshalb wir ihn feierten, habe ich schon geschrieben, aber wie ich nun die Ueberleitung zu unserer 1.-Mai-Feier finden soll, weiß ich nicht, mir fällt kein vernünftiger Satz ein."

Was tut nun der Vater? Formuliert er selber den überleitenden Satz? Nein! Das wäre falsche Hilfe. Er läßt sich vielmehr von seinem Franz zunächst einmal das bisher Geschriebene vorlesen. Und dann verfährt er so, wie es der Lehrer etwa auch machen würde, wenn er von seinen Jungen um Rat und Hilfe angegangen wird: er fordert den Franz auf, ihm doch mal zu sagen, was er schreiben wolle. Franz stottert dann wohl ein paar Sätze, aus denen dem Vater deutlich wird, daß der Junge zwar die richtigen Gedanken hat, daß er sich nur zu umständlich ausdrückt. Darauf wird der Vater erwidern: „So, Franz, nun versuche einmal, das so zu sagen, daß ein anderer es ohne viel Nachdenken sofort verstehen kann". Franz wird dann nach einer Formulierung des Gedankens suchen, er wird dem Vater Vorschläge machen, die der Vater dann unmerklich so steuert, daß sie den Kern der Sache haarscharf treffen, dabei aber durchaus kindhaft bleiben und eben „Fränzchens Sätze" sind. Das erfordert natürlich wohl an dem rechten Lehrgeschick Geschick und vor allem Geduld. Der erziehliche Wert einer solchen „Hilfe" besteht aber darin, daß der Franz selbständig bleibt. Er hat sich letzten Endes ja selbst geholfen, denn er schrieb den Satz nieder, den er selber formulierte. Zum andern aber weiß er, daß sein Vater ihm ein ihn verstehender Helfer ist. Und so soll es sein.

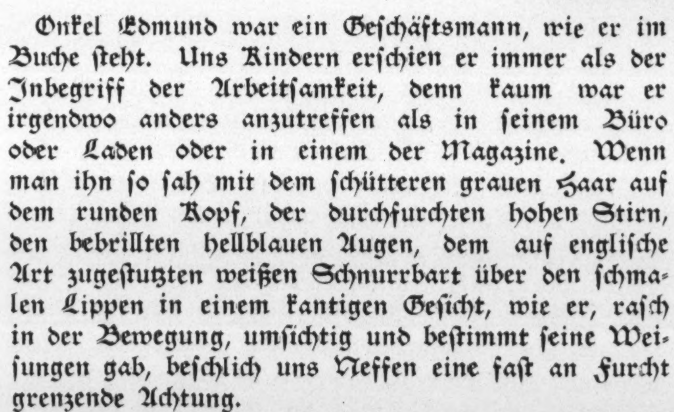
Oder auch so: Heinz brütet über seinen Rechenaufgaben. Immer wieder staucht er nervös die Feder in das Tintenfaß, seine Finger sind schon ganz schwarz von Tinte. Der Vater beobachtet seinen Jungen schon eine ganze Weile. „Nun, Heinz, will es denn nicht gehen?" fragt er ihn endlich. Am Ton der Frage hat Heinz gemerkt, daß ihm in seinem Vater vielleicht ein Helfer werden kann. Er weiß zwar, daß sein Vater an und für sich nicht für Hilfe bei den Schulaufgaben zu haben ist. Aber heute scheint Vater seinen guten Tag zu haben. Und so erwidert er denn wie erlöst: „Vater, ich kann diese Aufgaben nicht rechnen, sie sind auch zu schwer!" Der Vater schaut ins Aufgabenbuch. Aha, Prozentrechnung! „Nun, Junge, daß ist doch so einfach. Du sollst doch bloß ausrechnen, wieviel 31% von 400 Mark sind. Ist denn das so schwer? Sieh mal, Prozent heißt vom Hundert. Also brauchst du bloß 4 mal 31 zu rechnen, dann ist die Aufgabe schon gelöst!" Heinz multipliziert gehorsam und schreibt das Ergebnis hin. Der Vater prüft und findet die Rechnung richtig. „Siehst du, Heinz? es war doch ganz einfach. So, nun rechne allein weiter." Und das versucht Heinz auch, aber er bleibt sogleich wieder stecken. Wieder mißhandelt er die Feder, wieder rutscht er auf seinem Stuhl, und er schielt zum Vater, der ihm abwartend über die Schulter blickt. 48% von 900, heißt die Aufgabe. Aber Heinz findet den Weg nicht, der zur Lösung der Aufgabe führt, trotzdem es doch fast die gleiche von vordem ist. Da merkt der Vater, daß sein Junge die Grundbegriffe der Prozentrechnung nicht verstanden hat. Er versucht, sie dem Jungen deutlich zu machen. Dabei merkt er aber bald, daß es ihm doch mangelt. Zwar nickt Heinz dann und wann mit dem Kopf, um — vor die praktische Aufgabe gestellt — doch wieder zu versagen. Und nun tut der Vater etwas sehr vernünftiges. Er greift — nein, nicht nach dem Rohrstock, sondern — nach dem Federhalter und schreibt ins Rechenheft: „Heinz hat die Prozentrechnung noch nicht verstanden." Darauf klappt er das Heft zu, und Heinz darf spielen gehen.

Und der Lehrer, der Vaters Satz liest? Der freut sich: „Endlich einmal ein aufrichtiger und vertrauender Freund der Schule!" Und er wird nachprüfen, ob wohl noch mehr solche Heinze in der Klasse sitzen. Er wird dabei vielleicht entdecken, daß er sich von den guten Resultaten der Hausaufgaben — d. h. von der Leistung der Väter und Mütter! — hatte falsch leiten lassen, und er wird sich noch einmal an die Durcharbeit dieses Gebietes machen.

Mögen sich doch die Eltern darüber klar werden, was die Schule mit den Hausaufgaben bezweckt. Kommt da so ein kleiner Abc-Schütze nach Hause und berichtet: „Ich soll das Pfefferkuchenhaus und die Hexe malen." Kopfschütteln der Eltern. Und Bubi sagt: „Ich kann das nicht." Was tut die beherzte Mutti? Sie führt ihrem Söhnchen die Hand, d. h. auf gut deutsch, sie fertigt die verlangte Malerei an, die dann der Kleine mit schlechtem Gewissen am nächsten Tage als sein Werk vorzeigt. Was wollte denn der Lehrer, der die Arbeit aufgab? Er wollte die Fantasiebegabung seiner Kinder feststellen und ihre zeichnerische Gestaltungskraft. Er wußte, daß er gar wunderliche Gebilde zu Gesicht bekommen würde, die oft nur das Kind selbst zu deuten versteht. Ihm aber, dem erfahrenen Jugendbildner vermitteln sie wertvolle Aufschlüsse über den Seelenzustand des Kindes und geben ihm Richtlinien zu dessen individueller Behandlung. Er hätte gewünscht, die Eltern hätten, statt ihrem Jungen zu helfen, diesem Mut zu eigenem Schaffen gemacht und seine Leistung, und erschiene sie ihnen noch so kraus, genau so ernst genommen, wie dieser selbst. Das wäre richtige Hilfe bei den Schularbeiten. Johannes Otto.

Aufnahme Agfa-Bildarchiv





Von Hermann Lang

Onkel Edmund war ein Geschäftsmann, wie er im Buche steht. Uns Kindern erschien er immer als der Inbegriff der Arbeitsamkeit, denn kaum war er irgendwo anders anzutreffen als in seinem Büro oder Laden oder in einem der Magazine. Wenn man ihn so sah mit dem schütteren grauen Haar auf dem runden Kopf, der durchfurchten hohen Stirn, den bebrillten hellblauen Augen, dem auf englische Art zugestutzten weißen Schnurrbart über den schmalen Lippen in einem kantigen Gesicht, wie er, rasch in der Bewegung, umsichtig und bestimmt seine Weisungen gab, beschlich uns Neffen eine fast an Furcht grenzende Achtung.

Eigentlich konnte man sich ihn gar nicht als Privatmann vorstellen, so aufgesogen schien er von seinen Geschäften zu sein. Und doch täuschte man sich darin. Onkel Edmund hatte zwar keine Familie, nur ein altes Faktotum, das ihm die Wirtschaft führte, aber er hatte eine, wenn auch einfache, so doch mit Geschmack eingerichtete Wohnung, eine reichhaltige Bücherei und schöne Bilder an den Wänden. Und dann waren da Blumen, wohin man sah: auf der Empirekommode, auf dem Schreibtisch, im Speisezimmer, und selbst in der Schlafstube fand sich immer eine Vase mit Blumen, wie sie die Jahreszeit lieferte.

So stand die Wohnung mit ihrer geschmacklichen Gepflegtheit und der leicht erspürbaren Freude an schönen Dingen in einem schroffen Gegensatz zu einem nüchternen Geschäftsmann. Und das war Onkel Edmund im Grunde seiner Seele auch gar nicht, wie sich für mich bald herausstellte.

Ich hatte nämlich bei ihm, wie man zu sagen pflegt, einen Stein im Brett. So geschah es denn an dem einen oder anderen Sonn- und Feiertag, daß er mich an der Hand und auf einen seiner regelmäßigen Spaziergänge mitnahm. Ich empfand das als Auszeichnung; allein erst später ging mir auf, welcher Gewinn sich daraus für mein Leben ergeben hat. Onkel Edmund war nämlich kein Spaziergänger von der üblichen Sorte; er war ein Bummler! Ohne bestimmtes Ziel schlenderte er durch die schmalen Gassen der alten Stadt, auf den Wald- und Wiesenpfaden der schönen landschaftlichen Umgebung. Sie gingen nie sehr weit, diese Spaziergänge, aber sie waren reich an Eindrücken. Onkel Edmund hatte nämlich eine Fähigkeit: er sah Dinge am Wege, an denen andere achtlos vorbeilaufen oder darüber hinweg stolpern, Kleinigkeiten also, die anfänglich auch mich, ehe mir der Sinn dafür geweckt war, in meinem jugendlichen Vorwärtsdrang ungeduldig machten. Aber mein Onkel hatte eine so bestimmte und zugleich

gütige Art, daß ich mich bald zu fügen und unter seiner Anleitung gewissermaßen mit seinen Augen zu schauen lernte.

Und da war es denn wunderbar, was sich alles meinen Blicken darbot auf einem einzigen kurzen Schlendergang, gleichgültig wohin er ging. Mein Onkel konnte plötzlich stehen bleiben und sagen: „Schau, die Wolke!“ Erst verstand ich nicht: Wolke ist doch Wolke, was ist da Besonderes dabei? Aber dann begriff ich mit einem Male: ‚Aha, er meint, wie sie hinter dem alten Wehrturm wie leuchtendes Gold sich zusammenballt und über die dahinter liegenden Steildächer der Häuser fast hereinbricht, dem dunklen Massiv des Turms einen seltsam kontrastierenden Hintergrund gebend!‘ Oder er konnte vor der Rundbogen-Einfahrt eines alten Hauses stehen bleiben; was war da nun wieder zu sehen? Richtig: der schwarze Rahmen des Torbogens schnitt einen Lichthof aus, dessen Geviert von mittelalterlichem Bauwerk mit schmucken Laubengängen gebildet war und ein reizvolles Spitzweg-Bildchen darbot. Dann wieder war es die schlanke Pyramide der gotischen Kirche, die am Auslauf einer hohen Gasse wie der Finger Gottes gen Himmel stach und die Gedanken weg vom Getriebe des Pflasters zu lichten Höhen wies. Ja, es genügte schon ein in Stein gehauenes Barockwappen über der Pforte irgend eines Bürgerhauses, um des Onkels Schritt zu hemmen, oder die harmonische Stockwerk- und Fenstergliederung eines solchen von einem Baukünstler erstellten Hauses. Ein Brunnen, ob alt oder modern, wenn er nur eine schöne Eigenart aufwies, hatte seine Aufmerksamkeit als reizvolle Unterbrechung einer strengen Straßenlinie, als wohltuender Blickfang nach der abstumpfenden Gewöhnung an die Sachlichkeit der Häuserzeilen. Und wo die Smaragdlichter einer Baumgruppe oder eines Gartens zwischen der Häuserschwere überraschend ins Blickfeld fielen, da wollte sein Schauen kein Ende nehmen, und hundert Dinge entdeckte sein Auge, die mir in ihrer Selbstverständlichkeit zunächst reichlich belanglos erscheinen wollten, aber dann, einmal dafür erschlossen, plötzlich ein eigenes Leben gewannen: ein Rasenplatz, der wie ein stiller See unter Bäumen ruhte, eine Steinbank, die einladend unter einer weitästigen Platane stand, das vergnügliche Wippen eines Vogels auf einem über den blitzenden Reflexen eines Teichspiegels hängenden Zweig oder das Herausglühen einer Rose aus dem dunklen Blättersamt ihres Strauches.

Nie werde ich vergessen, mit welcher Liebe er gerade an den Blumen hing, gleichgültig, ob es die Blumen der großen Welt oder die unscheinbaren Bach- und Wiesenblumen waren. Einmal standen wir vor dem niederen Fenster eines engbrüstigen Häuschens einer armen Gasse. Ein altes Mütterchen, dessen weißer Scheitel hinter der Scheibe wahrzunehmen war, hatte den Steinsims, Topf an Topf, mit Geranien vollgestellt. Die granatroten Blütenbüschel brannten zu einem einzigen Feuer zusammen und leuchteten, ja, überleuchteten die Armut des alten Gemäuers der grauen Gasse, daß ich plötzlich der drängenden Lebensfülle, der jubelnden Lebensbejahung dieser dankbaren Blumenstauden inne wurde.

Meines Onkels Liebe galt auch den Tieren. Einen Schmetterling, der im Sonnenlicht einen schwankenden Blumenstengel anflog, nannte er ein Lied, eine schnelle Eidechse mit ihren schönen, klugen Lichtern einen blitzenden Gedanken. Selbst dem frechen Gassenspatzen gewann er eine Seite ab. In Putz und Spiel einer Katze fand er so viel Grazie, daß er mitunter geraume Zeit stehen konnte, um ihr zuzusehen.

Es läßt sich gar nicht alles aufzählen, worin diese kleinen Erlebnisse eines kurzen Spaziergangs bestanden, Erlebnisse, die einen so großen Reichtum des Erschaffenen aufzeigten, daß er, einmal erkannt, keine Stunde und keinen Weg mehr leer sein läßt.

Und die Kinder gar! Wie hatte er, der Kinderlose, Sinn und Auge für sie! Wo Kinder spielten und sich tummelten, da war er kaum von der Stelle zu bringen. Das langweilte mich damals. Erst viel später, als Erwachsener, kam ich hinter das Geheimnis der Schönheit und Eigenheit dieses Spiels der erwachenden Kräfte im Kinde, das es verdient, die Augen darauf einzustellen, wo immer man geht.

Etwas anderes noch verdanke ich meinem Onkel: den Blick hinter die Dinge! Geschickt brachte mein Onkel mir bei, sie in ihren vielen unscheinbaren oder bemerkenswerten Erscheinungen nicht einfach nur in ihrer sinnfälligen Gestalt hinzunehmen, sondern den Vorgang, den Werdeprozeß oder ihre Geschichte, wenn man will, bei der Betrachtung miteinzubeziehen.

So wurde ich hinter die Erzeugnisse der Industrie geführt, die in sachlicher Zweckhaftigkeit oder als Luxuswerte auf Schritt und Tritt uns umgeben, die wir ohne weiteres und ohne uns Gedanken darüber zu machen als gegeben hinnehmen. In dem Maß, als ich den Arbeitsgang kennen lernte, rückte mir der Gegenstand näher, beseelte er sich, gewann an Beachtung und wuchs an Wert, denn ich hatte den Geist und die Arbeit erkannt, aus denen er erstand. Dadurch drang ein Leben aus all diesen scheinbar toten Dingen auf mich ein, das ihnen selbst zunächst ein anderes Gesicht gab, in mir aber das Lebensgefühl erhöhte.

Auch von der Phantasie her suchte mein Onkel diesen „Röntgenblick“ zu verschärfen. Ein Apfel z. B. ist nicht darum nur eine gefällige Sache, weil er schön aussieht und eine schmackhafte Frucht ist, sondern auch, weil sich damit unwillkürlich die Vorstellung seiner Herkunft von einem Baume verbindet, den wir auf einer Wiese in voller Blüte stehen sehen, wobei vielleicht noch Jugenderinnerungen oder frohe Ferien- oder Ausflugstage eine Rolle spielen. Hinter dem Goldgelb einer Apfelsine schauen wir im Geiste den südlichen Himmel, das blaue Meer, die weiße Küste und dunklen Haine und hören Mignons Lied der Sehnsucht; so versetzt uns der Anblick in die frohe Gehobenheit eines schönen Erlebnisses.

Das Leben ist ein Mosaik, pflegte mein Onkel zu sagen, aus unendlich vielen kleinen und kleinsten Steinchen zusammengesetzt. Wer die meisten und schönsten zu finden, zusammenzutragen, zu ordnen, also damit etwas anzufangen weiß, dem offenbart sich das Leben, auch bei bescheidenstem äußeren Zuschnitt, als ein unendlich reiches Geschenk Gottes.

Wir warten, meist vergeblich, auf das große Wunder und übersehen dabei die vielen kleinen, die uns umdrängen, wenn wir nur die Augen dafür haben: die Kleinigkeiten am Wege.

Von Notlügen, Geschenken und häßlichen Worten ....

Das unschöne Wort

Fritzchen hat unter neu hinzugezogenen Nachbarskindern neue Freunde gefunden, die — wie er meint — viel besser sind als die, die ihm seine Mutti als Spielkameraden ausgesucht hatte. Das ist endlich eine ganz andere Welt, in die er eindringt, und da hört er zuweilen auch Ausdrücke, die er zwar noch nicht versteht, die ihm aber seltsam geheimnisvoll und anziehend klingen. Einen dieser wenig in sein von der Mutter zart behütetes Kinderparadies passenden Ausdruck hat er als Eroberung mit heimgebracht. Schon bei Tisch bietet sich die Gelegenheit, ihn mit leuchtenden Augen und wahrer Begeisterung anzuwenden. Es ist ein so ordinäres Wort, daß seine Mutti ihn einen Augenblick lang starr ansieht. Dann überlegt sie: soll sie ihn schelten oder gar strafen? Nein, sie merkt, daß der Junge den Sinn des Wortes gar nicht begriffen hat. Soll sie ihn nun zurechtweisen? Dann muß sie ihm ja den Sinn dieses Wortes deuten? Und der Gewinn? Also: Mutti ist ratlos.

Auch der heimkehrende Vater wird mit diesem neuen Schlagwort begrüßt. Auch der horcht auf, dann aber erzählt er dem Jungen von vielen schönen Dingen, die er draußen im Leben gesehen hat. Auf das unschöne Wort, daß Fritzchen auch vor dem Einschlafen noch einmal ausruft, geht er nicht ein.

Und so kommt es denn, wie Vater und Mutter es erwartet haben: Noch ein paar Mal versucht Fritzchen mit diesem Wort Eindruck zu machen. Als er dann aber feststellen muß, daß die Eltern darauf nicht achten, legt er es beiseite wie ein Spielzeug, an dem er die Freude verloren hat.

Notlügen

„Das war wieder einmal eine schwere Arbeit", sagt Frau Dehnhart, dabei umfaßt ein prüfender Blick liebevoll den spiegelblank gebohnerten Fußboden der „guten" Stube. Neben ihr steht ihr Elfjähriger, für den dieses Zimmer nunmehr auf längere Zeit ein verbotener Raum ist. O, er hat Erfahrung!

Da klingelt das Telefon. Es ist Frau Scholz, die sich zu einem Nachmittagsbesuch anmeldet. Ein wenig unsicher zwar antwortet Frau Dehnhart: „Wie schade, daß daraus heute nichts werden kann. Ich bin gerade im Begriff mit dem Jungen aufzubrechen, um meinen Mann aus dem Geschäft abzuholen. Wir wollen dann noch ein Stündchen spazieren gehen und später ins Kino."

„Au fein, Mutter", ruft Hans aus, als die Mutter den Hörer wieder in die Gabel gelegt hat, „wir gehen ins Kino?" Die Mutter runzelt unwillig die Stirn. „Unsinn, ich habe das doch nur so gesagt, damit mir Frau Scholz nicht den schönen Fußboden wieder zertritt." Entschuldigend setzt sie hinzu: „Soll denn meine mühselige Arbeit umsonst gewesen sein?" Karl läßt nicht locker: „Aber, Mutter, dann hast du doch nicht die Wahrheit gesagt? Dann hast du doch gelogen!" „Was fällt dir ein, merke dir ein für allemal: deine Mutter lügt nicht. Es war eine Notlüge und — Notlügen sind keine Lügen!" —

Ein paar Tage später hat Karl sich des Vaters Rad heimlich aus dem Keller geholt, um sich darauf zu versuchen. Und da will es das Mißgeschick, daß er hart gegen einen Baum fährt, wodurch das Vorderrad verbogen wird. Er versuchte alles, um den Schaden zu reparieren, was ihm jedoch nicht gelingt. Da stellt er das beschädigte Rad wieder in den Keller und denkt mit bangem Herzen daran, was der Vater nun wohl sagen wird.

Das Unwetter steigt auf. Karl versucht sich dumm herauszureden, worauf ihm der Vater ein paar Ohrfeigen verabreicht. „Weißt du nun, weshalb du sie bekommen hast?" fragt ihn der Vater. „Weil ich das Rad ohne deine Erlaubnis kaputtgefahren habe", stottert Karl unter Tränen. „Nein", erwidert ihm sein Vater, „nicht weil du das Pech hattest, auch nicht, weil du das Rad ohne meine Erlaubnis benutzt hast. Ich hätte dir in dem letzteren Fall nur einen Verweis erteilt. Du bist gestraft worden, weil du mir mit einer Notlüge kommen wolltest. Lügen aber ist eine Angelegenheit der Feiglinge, das merke dir!"

Nun ist Karl mit seinem Urteil über die Notlüge ganz durcheinander.

Klaus schenkt

Nun sitzt Klaus, der Zwölfjährige, wieder einmal in der Klemme. Uebermorgen hat sein Vater Geburtstag, aber trotz hochtönender Worte und auffälligen Vorbereitungen hat er für Vaters Geschenk nur drei Groschen gespart. Da nun der Tag vor der Tür steht, wendet er sich schließlich an die Mutter, im Stillen hoffend, daß sie ihm hilft.

Die Mutter steht in der Küche und setzt die Kartoffel auf. Da sieht sie ihren Jungen bedrückt in der Tür stehen. „Nun, was ist es?" fragt sie. Klaus bekennt, worauf ihm die Mutter erwidert: „Dann mußt du eben etwas aussuchen, das du für dreißig Pfennig bekommen kannst." Als sie die Augen traurig auf sich gerichtet fühlt, setzt sie hinzu: „Es kommt ja schließlich nicht auf den Wert des Geschenkes an, sondern auf den Sinn des Schenkenden." „Ach, Mutter", bettelt Klaus, „ich möchte dem Vater so gern die Zigarrenspitze kaufen, die bei Groth im Schaufenster liegt, aber die kostet eine Mark."

Nun entspinnt sich ein kleines Wortgefecht, in dem Klaus schließlich Sieger bleibt. Die Mutter gibt ihm die fehlenden siebzig Pfennige. — —

Vater ist an seinem Geburtstage morgen froh und stolz. Er hat ja nicht recht daran geglaubt, daß Klaus eine ganze Mark aus gelegentlichen Groschen zusammensparen würde, denn er kennt seinen Jungen doch, der seine Pfennige nur allzu schnell in Naschereien umsetzt.

Nun hat ihn der Junge so lieb überrascht! Es sind warme Worte, die ihm aus dem Herzen quellen, bei denen sich Klaus aber gar nicht wohlfühlt. Er lugt einmal zur Mutter hinüber, auf derem Gesicht das gleiche glückliche Lächeln steht, das den Vater heute so hochstimmt. Sonderbar, denkt er da. Bei einer passenden Gelegenheit drückt er sich beiseite, denn die vielen Worte der Anerkennung brennen ihm schuldbewußt auf der Seele. — —

„Das ist wirklich rührend", sagt der Vater dann zur Mutter, als beide allein am Tische sitzen, „kein Geschenk kann mich froher und stolzer machen als dieses", womit er auf die kleine Zigarrenspitze deutet. „Nun weiß ich doch, daß der Junge sich zusammenreißen kann, denn leicht wird es ihm nicht geworden sein, diese Mark zusammenzuhalten. Tugend aber soll belohnt werden, darum will ich ihm nun doch das Fahrrad kaufen, um das er mich schon sooft gebeten hat. — Laß nur, Frau", winkt er einen schüchternen Einspruch ab, „ich werde mir auch etwas vom Munde absparen, dann wird es schon gehen!" — —

Mutter findet scheinbar nichts darin, daß Klaus Lob und Anerkennung findet, obwohl sie doch wissen muß, daß bei dem Geschenk von Klaus ein bißchen Betrug mitgespielt hat. Ob der Mutter das nicht bewußt geworden ist?

J. K.

Frühlingsfeier einer Schu

Von Karl Görgen-Mayen

Hei juchhei, kommt herbei!

Die Frühlingssonne lacht und ruft Alt und Jung nach draußen. „Datt Herche" sitzt im Sessel unterm Birnbaum und freut sich der warmen Frühlingssonne, die es zum Mittag schon recht gut meint.

Er hat „datt klän Mättes-che of em Knee" und singt ihm ein Kniereiterliedchen. Eben kommt „et Jüppche on et Trinche" mit hochrotem Kopf aus der Schule gelaufen. Beim Großvater machen sie Halt. Heut haben sie was ganz besonderes zu berichten. „En Pastors Fichtele" auf der großen Wiese „mache me och det Johr en Frühlingsfeier," beginnt Jüppche. „Un de Große don och wieder met ergänzt Trinchen. Opa lächelt und denkt an so manche Maifeier seiner Jugendjahre mit Maibaum und Mailehn.

Am kommenden Abend sitzen die Jugendwalter in der Schule zusammen, um zu beraten, wie in gemeinsamer Arbeit von Schule und Dorfgemeinschaft die Frühlingsfeier wieder Gemeinschaftsfeier werden soll.

SA. und HJ., sie holen die höchste und schlankste Tanne als Lebensbaum, als Symbol zur Siegesfeier des jungen Lebens. In der Mainacht wird sie gegestellt, von den eifrigen Händen des BDM. geschmückt. Auch die Wache wird schon nach altem Brauch bestimmt, damit nicht, wenn man nach der Aufrichtung beim kräftigen Männertrank (Schnaps) im Dorfwirtshaus die Mailehn (Dorfschönen) versteigert, die Burschen vom Nachbardorf kommen, um einen Schabernack zu spielen, indem sie den Maibaum absägen.

Unser Festplatz wird festgelegt: die schöne herrliche Waldwiese im nahen Fichtenwäldchen wird vom Besitzer, dessen Sohn als Jugendwalter der HJ mit dabei ist, gern zur Verfügung gestellt. Eine seltene Freilichtbühne, für die Christbäume die Kulissen abgeben; nach unten etwas abfallend und zum Lagern für die Zuschauer gut geeignet. Für die Alten aber stellt unser Stellmacher Bretter bereit, damit die HJ. Sitzplätze schaffen kann und sich die Großmütter und Tantchen, die auch dabei sein wollen, sich auf der frühlingsfrischen Wiese keinen Schnupfen holen.

Mädels und Jungen, ja gar Männer und Frauen, soweit die Familie es zuläßt, sie wollen im gemischten Chore alte und neue Frühlingsweisen üben. Des Wirtes Töchterlein mit der Geige, des Lehrers Frau und er selbst mit der Gitarre, Blockflöte und ein paar Mundharmonikas, sie sollen dem Lenz den Einzugsmarsch spielen und manchen Frühlingsreigen begleiten, die JM. und BDM. aufführen wollen. Vom Krämer werden Kistenbrettchen gestellt, damit die Buben sich ans Basteln geben können, um Spielzeuge herzustellen, die als Preise für die Kleinen winken, wenn sie





als Erster oder Zweiter beim Sacklaufen über Hindernisse oder Kamelreiten durchs Ziel gehen.

Alles dies wird besprochen und dann gehts in den folgenden Wochen bis zur Mitte des Wonnemonds an freudige, lustbetonte Arbeit.

Mit beiden Füßen springt in heiligem Eifer die Schulfamilie hinein, vom ersten bis letzten Schuljahr der Einlehrerschule will man gerne dabei mithelfen. Arbeitsgruppen bilden sich und bestimmen ihre Führer, ein Märchenspiel wird ausgesucht, Gedichte und Sprechchöre bestimmt und Lieder festgelegt.

So sind denn schnell die arbeitsreichen Tage vergangen und manche Uebungsstunde ist auf unserer Naturbühne verbracht. Der Festtag ist gekommen.

Maienfroh lacht die Sonne vom blauen Himmel, für unsere Feier wie geschaffen. In festlicher Laune und dazu passender Gewandung, leichtem Frühlingskleid, versammelt man sich



...u gemeinde auf dem Dorfe

Aufnahmen Conitz-Wegeesch (2), Scherz (2)







bald nach dem Sonntagsmahl an der Schule. Alles war eingeladen, keiner durfte fehlen, dafür hatte die Amtsschelle des Bürgermeisters gesorgt.

Die frohe Schar ordnete sich zum Zuge. Vorne auf Jungvolk und Jungmädels dies Mal statt des Wimpels eine Maie vorwegtragend. In selten schönem Märchenkleide die Spielschar. Unter sachkundiger Leitung der Lehrersfrau sind alle Kostüme aus bunten Resten in eigener Schulwerkstatt gefertigt und ihre Träger sind nicht wenig stolz darauf. Kein Wunder, daß da die Mutter der kleinen Adele das lange Haar locken mußte.

„Der Mai ist gekommen" stimmte Alt und Jung ein und die freudig bewegte Menge setzte sich in Marsch. Mütter mit Kindern auf dem Arm, Väter mit kleinen Reitern auf dem Rücken und ein paar alte Mütterchen beschließen den Zug. Bald war die Spielwiese erreicht, der bändergeschmückte Maibaum wurde in der Mitte aufgerichtet. Die Alten und Mütter nahmen die Ehrenplätze ein auf den hergerichteten Bänken und alles andere lagerte sich auf dem frischen Grün oder auf mitgebrachter Decke. Schon wirds hinter den Tannen lebendig und nach einem kurzen Frühlingsgruß durch einen Schüler erschallt der Sprechchor der ganzen Klasse:

„Der Frühling, der Frühling ist da!"

Aus dem dunklen Grün der Kulisse erscheint dann von rechts im zotteligen Pelz der Winter mit Gefolge und von links blütengeschmückt der Lenz mit seinem Hofstaat. Ein altes allerliebstes Duett zwischen beiden beginnt:

„Heut ist ein freudenreicher Tag,
daß man den Sommer gewinnen mag."

Der Schlußsatz:

Ihr Herren mein, der Sommer ist fein
oder: der Winter war fein"

wird jeweilig vom Sommer- oder Wintergefolge mitgesungen.

Schließlich wird dem Sommer Hilfe im Kampfe mit dem Brummbär durch blumengezierte Frühlingskinder und mit Weidenruten in der Hand und Blütengeschosse ihm aufs Fell werfend, jagen sie mit den Worten des Gedichtes „Todaustreiben" den Griesgram zum Lande hinaus.

Und schon kommt auf herrlichem Blütenwagen thronend, blumenspendend Junker Lenz, um seinen Einzug zu halten.

Lieder, von der Spielschar begleitet, wechseln mit Gedichten und Reigen der Kleinen und Großen. Gemeinsame Frühlingsweisen und als Höhepunkt ein paar gemischte Chöre, lassen die Stunden schnell verfliegen. Unser Spieltrupp erscheint dann zum Versspiel:

„Rotkäppchen auf der Märchenwiese."

Wie freut sich da erst so mancher Vater und wie strahlt im Stolze manches Mutterauge bei dem flotten, natürlichen Spiel ihrer Lieben.

Aber nun kommt doch das Schönste von allem: Eierlaufen, Sackwettlaufen über Hindernisse, Kamelreiten bringen reichlich Abwechslung und halten die Lachmuskeln der Zuschauer in Bewegung. Da gilt es für die Kleinen sich anzustrengen, wenn man ein pickendes Hähnlein, einen nickenden Esel, ein prächtiges Fuhrwerk oder auch etwas Süßes, was uns unser Jagdonkel (Jagdpächter) zum heutigen Feste gestiftet hat, errennen kann.

Doch auch das schönste Spiel nimmt ein Ende. Die Sonne mahnt. „So scheiden wir mit Sang und Klang." „Ein freudenreicher Tag, wo man den Sommer gewinnen mag", geht zur Neige.

Gemeinsam erlebte Freude hat Schule und Elternhaus fester gebunden, Fäden zwischen Schule und Schulgemeinde neu geknüpft und besseres Verständnis für neuzeitliche Erziehungs- und Unterrichtsarbeit wachgerufen.

In dieser Schule herrscht ja keine Disziplin!

Von Kurt Jacoby

In die prächtige, von einem großen alten Park umgebene Villa eines reichen Fabrikherrn ist der Arzt gerufen worden, weil ein Hausmädchen erkrankt ist. Der Arzt, ein freundlicher älterer Herr, steigt gerade die Treppe, die zu den Wohnräumen des Hauses führt, hinauf, als plötzlich mit erheblichem Krach die Tür zur Kinderstube aufgerissen wird und die beiden Söhne des Hauses, der zehnjährige Gerd und der elfjährige Fritz, herausstürzen und sich auf dem Treppenflur herumbalgen. Eine Sekunde später öffnet sich auch die Tür eines anderen Raumes, und Herr und Frau Werner, die Besitzer des Hauses, kommen dem Arzt entgegen. Noch ehe sie ihn begrüßen, versucht die Mutter die Jungen zur Ordnung zu rufen, indes Herr Werner meint: „Es sind doch Jungen, waren auch mal so!" Darauf tritt der Arzt mit den Eltern in die Stube, draußen aber geht der Kampf der feindlichen Brüder fort, sein Lärm wird freilich durch die tiefen Teppiche und die schweren Eichentüren gedämpft. — Als der Arzt wieder zu Haus ist, geht ihm der merkwürdige Empfang im Hause Werner wieder durch den Kopf, er weiß nicht recht, ob er darüber lachen oder ärgerlich sein soll. Auf einmal ist ihm so, als ob er sein eigenes kleines Erlebnis in einer deutschen Novelle schon einmal gelesen hätte. Nach einigem Ueberlegen geht er zum Bücherschrank, entnimmt ihm W. H. Riehls Novelle „Der stumme Ratsherr" und findet dort schon auf der ersten Seite: „Durch die Tür trat man in die Verkaufshalle; nämlich wenn man auf der Schwelle nicht über zwei böse Buben stolperte, die daselbst gewöhnlich zu spielen und zu raufen pflegten. Es waren Richwins ältere Kinder. Die jüngeren, zwei Mädchen, machten im oberen Geschoß der Mutter das Leben sauer; denn da es dem Vater zu langweilig war, Zucht zu üben bei den wilden Rangen, so lernten die Brüder jede Unart von selber, und die kleinen Schwestern lernten sie von den Brüdern; die Mutter allein vermochte die unbändige Rotte nicht im Zügel zu halten. Klagte die arme Frau dem Manne ihr Leid, so hörte er mit dem rechten Ohr gar nicht hin und mit dem linken halb und gab keine Antwort, oder, wenn er besonders achtsam war, eine verkehrte." Und da hatte der Arzt nicht nur sein Erlebnis wiedergefunden, sondern auch den Grund dafür; daher konnte er über die Sache doch nicht recht lachen, sondern nur bedenklich mit dem Kopf schütteln.

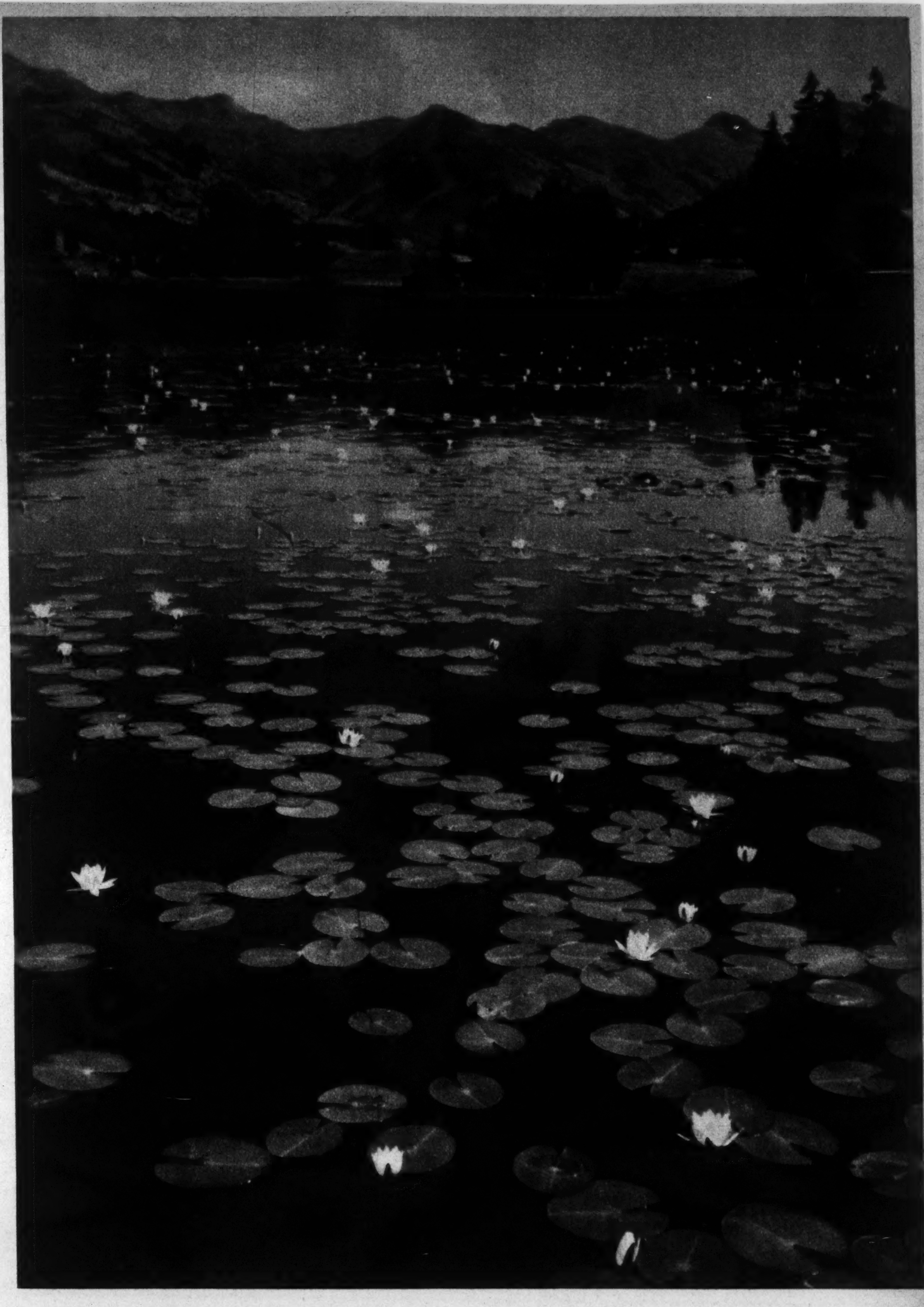
*

Vor dem Portal einer sehr schönen höheren Großstadtschule, die im reichsten Viertel der Stadt liegt, hält ein prächtiges Auto, dem alsbald Herr Werner entsteigt. Nach einem kurzen Wort zu seinem Chauffeur eilt er die wenigen Stufen des Schuleingangs hinauf, öffnet die schwere Tür und erkundigt sich im Vorraum bei dem Hausmeister, wo er Herrn Dr. Müller in Angelegenheit der Versetzung seines Sohnes, des Quintaners Fritz Werner, sprechen könne. Gerade als er die gewünschte Auskunft erhält, läutet die Schulglocke. Die Klassentür der Untertertia, die auf dem unteren Flur nahe dem Eingang liegt, öffnet sich, und mit lautem Getöse entströmen ihr die Jungen. Zwei von ihnen haben wohl gerade eine längst fällige Sache miteinander abzumachen, sie packen sich jedenfalls sofort gegenseitig beim Kragen und geraten bei ihren feindseligen Handlungen just in dem Augenblick an die Luftfangtür, die den Schulraum vom Hauptgebäude trennt, als Herr Werner sie durcheilt. Das Unglück geschieht: Die Jungen prallen nicht gerade sanft auf den Besucher, dem sogar der Hut dabei ins Wanken gerät. Als sie den Schaden sehen, ist der Streit vergessen, eilends verlassen sie, ohne an ein Wort der Entschuldigung zu denken, den Platz des Zwischenfalls und verlieren sich im Schulhof unter der Menge. Ueber dies Erlebnis aufs tiefste empört, sucht Herr Werner zunächst seinen in Unordnung geratenen äußeren Menschen wieder in Ordnung zu bringen, und das schnelle, schlimme Wort wird laut: „In dieser Schule herrscht ja keine Disziplin!" — Bei dem nun folgenden Gespräch mit Dr. Müller über die Versetzungsaussichten Fritz Werners mußte sich der Klassenlehrer wohl über die steife und kühle Art des Vaters wundern, erfuhr aber nichts von dem Vorfall, den jener vielmehr, zunächst in seinem erzürnten Herzen verschlossen, mit nach Haus nahm, um ihn dort an seine Frau, viele Bekannte, ja auch an das Söhnchen selbst weiterzugeben unter dem Motto jenes bösen Schlußsatzes. Von dem im Aerger des Augenblicks gefaßten Entschluß, sein Kind von dieser Schule wegzunehmen, brachten ruhiger denkende Freunde ihn wohl ab, das Wort aber blieb. — Der richtige Weg?

*

Es vergeht eine Zeit nach jenem Vorfall. Schlecht und recht ist der Quintaner Fritz mit Hilfe der schweren Arbeit eines Hauslehrers versetzt worden. Auch in der Quarta vermag er den Anforderungen des Unterrichts bei andauernder Nachhilfe zur Not gerecht zu werden. Eines Tages kündigt der Klassenlehrer für die nächste Stunde eine französische Arbeit über eine bestimmte Lektion an. Der Hauslehrer im Hause Werner, der, selbst Lehrer, seine Sache versteht, übt daher mit seinem Zögling nach allen Regeln der Kunst jenes Stück durch und diktiert Fritz zum Schluß sechs

Seerosen auf dem Schwarzsee bei Kitzbühel



Aufnahme Agfa-Bildarchiv

Fragen, die den Inhalt der ganzen Lektion knapp zusammenfassen und die der Junge dann selbst beantworten muß. Fritz löst die Aufgabe leidlich, die letzten vier Fehler verbessert ihm noch der Lehrer nach eingehender Besprechung. — Am nächsten Tage gibt der Klassenlehrer fast die gleiche Arbeit. Quartaner Fritz hat nichts Eiligeres zu tun, als heimlich das Heft mit der korrigierten häuslichen Niederschrift herauszuholen und daraus abzuschreiben, nicht einmal deshalb, weil er selbst nichts weiß, sondern einfach aus Denkfaulheit. Der Lehrer ist aber achtsam, faßt ihn ab, streicht ihm die Arbeit durch und bestraft ihn mit einer Stunde Arrest wegen versuchter Täuschung. Er vergißt dabei nicht, die gesamte Klasse auf das eines deutschen Jungen Unehrenhafte eines Versuchs, sich unrechtmäßig Vorteile zu verschaffen, hinzuweisen, und die Angelegenheit sogleich schriftlich den Eltern mitzuteilen.

Dieser Vorfall bleibt nicht ohne Wirkung auf die Klasse, auch nicht auf Fritz selbst, zumal der Hauslehrer, dem er die Sache zuerst beichtet, mit seiner Entrüstung gleichfalls nicht zurückhält. Erheblich kleinlaut schleicht der Junge also im Haus herum, ohne sich mit der Sprache herauszuwagen. Vater und Mutter beginnen besorgt auf ihren Aeltesten zu blicken. Ist er etwa krank? Ueberanstrengt ihn die Schule? Da trifft schon am Abend der bewußte Brief ein, der Fritzens Benehmen deutet. Und was geschieht? Nicht etwa wird der Uebeltäter gerufen, die Eltern gehen zu ihm, der noch mit dem schlechtesten Gewissen

in seiner Stube hockt, und was nun an elterlichen Worten kommt, ist auf den Ton gestimmt: Armer Kerl, da hast du aber Pech gehabt! Die Stunde Arrest mußt du ja schon absitzen, aber das tut ja nicht weh, wir holen dich morgen dann mit dem Auto ab und fahren schön aus. — Der richtige Weg?

*

Diese drei wahren Geschehnisse beleuchten, freilich von der unerfreulichen Seite her, das für jeden Erzieher so wichtige Gebiet des Verhältnisses von Schulzucht und häuslicher Erziehung zueinander. Gewiß gibt es gottlob nur wenige s o umhegte und verzogene Söhnchen, aber trotzdem handelt es sich um recht allgemeine Erscheinungen, wenn man die Geschehnisse nur grundsätzlich ansieht. Was können sie also lehren?

Wie oft geschieht es nicht, daß die gleichen Dinge, zu Haus und in der Schule geschehen, von den Eltern verschieden beurteilt werden. Ist die Prügelei der Buben in Anwesenheit eines Fremden zu Haus „Jungenart", in der Schule aber Zeichen schlechter Schuldisziplin, so ist ein andermal die schnippische Antwort des Sprößlings im häuslichen Kreise nur Anlaß zur Belustigung, in der Schule aber Beweis dafür, daß der Lehrer keine Disziplin hat, und Aehnliches mehr. Dabei verhält es sich doch gewiß so: Eine Unart, die im kleinen Kreis der Familie scheinbar ohne Folgen bleibt, fällt in der Oeffentlichkeit einer Klasse vorerst mehr auf, dann aber wirkt sie sich auch in ungeahntem Maße sofort als böses Beispiel auf alle Kinder aus. Gar nicht immer ist das schlechte Benehmen einzelner Zeichen schlimmer Schulzucht, sondern mindestens ebenso oft Folge schlechter oder mangelnder Herausziehung wie in unserm Fall. Würde Herr Werner nur etwas nachdenken, so müßte er ein gut Teil Verantwortung für seinen wirklich mißlichen Zwischenfall im Schulgebäude sich selbst zuschreiben. Und so ist es oft. — Dabei ist ja klar, um wieviel leichter die häusliche Erziehung an den wenigen Kindern als die erziehliche Einwirkung des fremden Erziehers auf ein Kind inmitten so vieler anderer ist, und weiter, eine wie große ö f f e n t l i c h e Verantwortung jedes Elternpaar mit der Erziehung s e i n e s Kindes trägt.

Sodann: Konnten wir beim Finden des ersten Ergebnisses von der Erfahrung ausgehen, daß gewisse Unarten von den Eltern zu Haus übersehen, in der Schule aber als schlimmes Zeichen für die Schulzucht angesehen werden, so ist merkwürdigerweise auch der genau umgekehrte Fall nicht selten, wie unser drittes Bild zeigt. Der Junge wird wegen eines Betrugsfalles bestraft! Würde nicht selbst ein Herr Werner an seinem Sprößling etwas irre werden, suchte dieser i h n zu betrügen? Wird aber Fritz in der Schule um genau der gleichen Verfehlung willen bestraft, so tröstet dieser Vater ihn über sein „Pech" hinweg. Beispiele dieser Art erlebt jeder Erzieher in reichem Maße. Dabei liegt es doch auf der Hand, daß Eltern durch solche Einstellung nicht nur die Autorität der Schule, sondern auch ihre eigene untergraben und, was das Schlimmste ist, in den Kindern nur zu leicht die Vorstellung einer doppelten Moral aufkommen lassen.

Weiter: Oft mag sich nun das Auseinanderfallen von Schul- und Hauszucht recht harmlos erklären. Wie erfahren denn die Eltern so oft von den Unarten ihrer Kinder? Auf einem knappen Zettel wird der „Tadel wegen dauernder Unruhe" oder „Arrest wegen einer versuchten Täuschung" mitgeteilt, die Erläuterung gibt — Fritzchen persönlich. Hieraus folgt die Einsicht, daß der Lehrer bei einer erzieherisch wichtigen Strafe sich entweder zu einem gründlichen Brief oder zur Rücksprache mit den Eltern entschließen muß. Dann werden diese leichter einsehen, daß ohne ihre erziehliche Mitwirkung durch bloße Schulstrafe überhaupt kaum etwas zu erreichen ist. Unsere heutigen Schulstrafen — Verweis, Tadel, Arrest . . — sind doch gleichsam nur S i n n b i l d e r, die erst durch das Verstehen und das Echo im Elternhaus wirksam werden können. Eine Stunde Arrest ist demnach z. B. das Symbol für einen wirklich schlimmen Verstoß gegen die Schulzucht und gegen die Zucht überhaupt. Ist das Echo zu Haus darauf auch nur einmal so wie im Hause Werner, so ist der erziehliche Ertrag solcher „Zusammenarbeit" jedem Einsichtigen klar.

Und zum letzten: Es ist natürlich nicht der Sinn dieser Zeilen, die Schule auf Kosten des Elternhauses herauszustreichen, sondern nur der, auf Grund der drei unerfreulichen, aber wahren Beispiele aus dem Leben zu Gedanken zu kommen, die der Gemeinschaftsarbeit von Schule und Elternhaus dienen. — Es ist also nicht gut und meist auch nicht richtig, wennschon bequem, mit einem solchen Wort, wie es die Ueberschrift gibt, dem andern Erziehungsfaktor die Schuld für Entwicklungshemmungen der Kinder zuzuschreiben, — man suche vielmehr den Grund dafür zunächst im eigenen Gebaren und schaffe da Abhilfe, und man wird alsbald erleben, wie man dem anderen „Erzieher" und damit dem Ganzen hilft. Natürlich gilt dies auch umgekehrt für den Lehrer, der sich nie mit der „schlechten Kinderstube" der Zöglinge h e r a u s r e d e n soll! — Sind aber wirklich die Eltern einmal mit einem Vorfall in der Schule nicht einverstanden, so mögen sie es gerade umgekehrt machen wie Herr Werner: Ihren Aerger sogleich mitteilen, sich mit dem Verantwortlichen aussprechen und dabei Anregung zur Abhilfe erteilen oder auch — empfangen. — Immer aber mögen die Eltern wissen: Was zu Haus Unart ist, ist es auch und erst recht in der Klasse, und umgekehrt, was in der Schule bestraft wird, wäre auch in der Familie Unart! Dazu, daß Eltern diesen Kernsatz voll bejahen und danach handeln, gehört aber außer eigenen Erzieherfähigkeiten — und nur mit solchen Eltern zu reden, ist fruchtbar, selten mit solchen wie Herr Werner — eine wichtigste Vorbedingung: V e r t r a u e n zu der Schule.

Darin mögen diese Zeilen ausklingen. Dies Vertrauen zwischen Eltern und Schule herzustellen, immer wachzuhalten und zu pflegen, sei das vornehmlichste Ziel der für die Erziehung am meisten verantwortlichen Erwachsenen, des Klassenlehrers und der Eltern, ein Vertrauen im Bewußtsein der gleichen öffentlichen Verantwortlichkeit: mitzuarbeiten an einer zuchtvollen deutschen Jugend.

Fite, der Philosoph

Von Henrich Hansen, Bayreuth

Fite Bäcker nannten wir Jungens ihn. Wie er zu diesem Namen gekommen ist, weiß ich nicht recht, denn unser Freund hieß nicht Fite, sondern Hans, und sein Familienname lautete auch nicht Bäcker. Sein Vater allerdings übte nur den Beruf eines Bäckers aushilfsweise um die Weihnachtszeit aus. Daß nun diese Tatsache genügte, um seinen Namen so zu verankern wie bei Fite, ist sicher eine Seltenheit. Fite war ein Philosoph. Wenn er, angetan mit einem groben selbstgestrickten Jumper, ein paar farblich unbestimmbaren halblangen Hosen und Holzpantoffeln, die Hände tief in die Hosentaschen vergraben, durch die Straße ging, dann hätte ihm das niemand so ohne weiteres angesehen. Wer aber einmal die etwas breit geratene Stumpfnase, seinen strohfarbenen Haarwisch und die kleinen Schelmenaugen richtig betrachtete, konnte ihn eben nur Fite nennen. Der Name ist in Norddeutschland ein Begriff; ich sage nicht, ein völlig eindeutiger. Nein, eben in dem Fließenden dieser — sagen wir, charakterlichen Skizzierung, liegt die letzte Bedeutung: Fiete!

Unser Freund hatte keine leichte Jugend. Man sagte von ihm, er habe manchmal mehr Prügel — verdient und unschuldig — bekommen, als Essen in der irdenen Schüssel. Den Jungen scherte das aber wenig. Er pflegte in der Regel, nach besonders schweren Angriffen auf seinen Hosenboden, zu sagen: „Dat harr immer noch slimmer worn kunt!" Oder wenn es tatsächlich nicht schlimmer werden konnte mit dem Seufzer: Wat ik weg heff — bruk ik nich erst noch kriegen! Solchem Fatalismus gegenüber versagten selbstverständlich die größten Choleriker. Und Fite hatte das Pech, eigentlich nur mit diesen Temperamentstypen verkehren zu müssen. Sein Vater gehörte dazu, — die Mutter — und endlich auch Fites Lehrer. Wie gesagt, das Schicksal hatte es in dieser Beziehung nicht gut mit ihm gemeint. Kam Fite aber einmal in die Schule mit hängender Unterlippe und einem dekorativ heraushängenden Schnupftuchzipfelchen, dann wußten wir, nun war die Grenze erreicht. Unser Freund wurde boshaft und aufsässig. Jede Frage beantwortete er mit den Worten: „Da spe ik op!" Diesem Kampfruf folgte dann gewöhnlich ein kurzer aber wirkungsvoller Fluch: Schiet! Wir duckten uns dann instinktiv, denn Fite spritzte stets sofort danach nach altem seemännischem Vorbild einen dünnen Strahl zwischen den Lippen hervor.

In unserem Dorfe wohnte ein Schneider. Seines Lebens schönster Traum hing an einem kleinen Apfelbaum! Wenn die Zeit der Fruchtreife kam, stand Meister Claus Tag und Nacht am Fenster seiner Küche und hütete die Schätze seines Baumes gegen Buben und Tierfraß. Wir Rangen versuchten dann gern in der Dämmerung, die Taschen mit Steinen gefüllt, ungesehen in einen nahen Hollunderbaum zu steigen. Hier verhielten wir uns mäuschenstill bis es dunkel genug schien, das Attentat zu vollführen. Heftig schüttelten wir dann den Hollunderbaum und ließen dabei die Steine zur Erde plumpsen. Meister Claus wurde regelmäßig das Opfer dieser Täuschung. Er glaubte nicht anders, als daß die bösen Buben in seinem Apfelbaum säßen, und das Fallen der Steine schnitt ihm tief in die Seele, weil er es für das schmähliche Ende seiner Aepfel hielt. Er stürzte dann mit einem Bakulus und einem windschiefen Hund bewaffnet aus dem Dunkel hervor —, um die Täter zu züchtigen. Totenstille ringsum! Den Meister erfaßte Platzfurcht. Kein Apfeldieb — keine Aepfel mehr unter dem Baum? Enttäuscht kehrte der Geplagte diesem Platze böser Buben den Rücken und schloß die Tür. Es kam jedoch auch vor, daß hinter seinem Rücken sein „Kulehund" schwer aufheulte. Der letzte Stein war dem unschuldigen Tier auf den stark gelichteten Haarbalg gefallen!

Eines Tages machten Fite und ich die Sache. Alles verlief programmäßig. Eben wollte Meister Claus seine Bohlentür schließen, da rutschte Fite aus und sauste mit einem dicken Ast schnurgerade in die Tiefe. Der alte Hund, der ein Attentat befürchtete, floh mit einem hysterischen Aufschrei, Meister Claus schloß sich an. Plötzlich aber faßte ihn der Mut der Verzweiflung. Was nützte es, daß ich Fites Niederlage durch einige hinterlistige Steinwürfe auf des Meisters Rücken abzuwenden versuchte. Fite erhielt eine Tracht Prügel, die selbst ihm persönlich ungerecht vorkamen. Der Schneider, ein Sadist, schrie zu jedem Hieb: „Hast nun genug?" Fite verbiß den Schmerz mannhaft, kein Laut war hörbar, bis er endlich entfloh. Mit einer unendlich gelassenen Miene stellte er sich dann in den Lichtkegel des Küchenfensters, schob die Unterlippe vor, und sagte: „Da spee ik up —!" Und —, ja und dann tat er es. Der Dackel wurde dabei das Opfer seiner Verachtung.

Jahre sind vergangen. Fite ist ein Mann und hat an den Schläfen bereits die ersten grauen Haare. Ich habe ihn in diesen Tagen wiedergesehen als Arbeiter an der Reichsautobahn.

„Wie geht's Fite?" „Kummt in Ordnung." „Wie geht es Deinen Eltern?" „Sund beide dod." „Und Du hast nicht geheiratet?" „Wenn ik mal nen Fru finnen doh, di wie min Mudder ist — ja; sunst spee ik darop!"

Man sieht, Fite ist ein Philosoph geblieben. Ob der Bube von damals — wohl noch dem Manne von heute ähnelt?



Fernab von der geschäftigen Gegenwart erzählen Quader und Säulen der Kirchenruine Paulinzella von Mönchtum und Gotteinsamkeit. Die Zeit ging hin, der Bau zerfiel. Die letzten Säulen aber offenbaren uns auch heute noch den wundersamen Zusammenklang des einstmals Ganzen...

*

Inmitten schweigender Wälder, umrauscht vom Raunen und Flüstern hoher Bäume, liegt eines der schönsten fürstlichen Jagdsitze vergangener Zeiten: das Schloß Schwarzburg...

*

Fallen die Felsen eben noch steil ab, kaum daß sich die Kiefer mit ihren Wurzeln festkrallen kann, so weitet sich plötzlich das Bild und vor unseren Augen dehnt sich fruchtbares Tiefland aus...
.. ein Stück Thüringen.

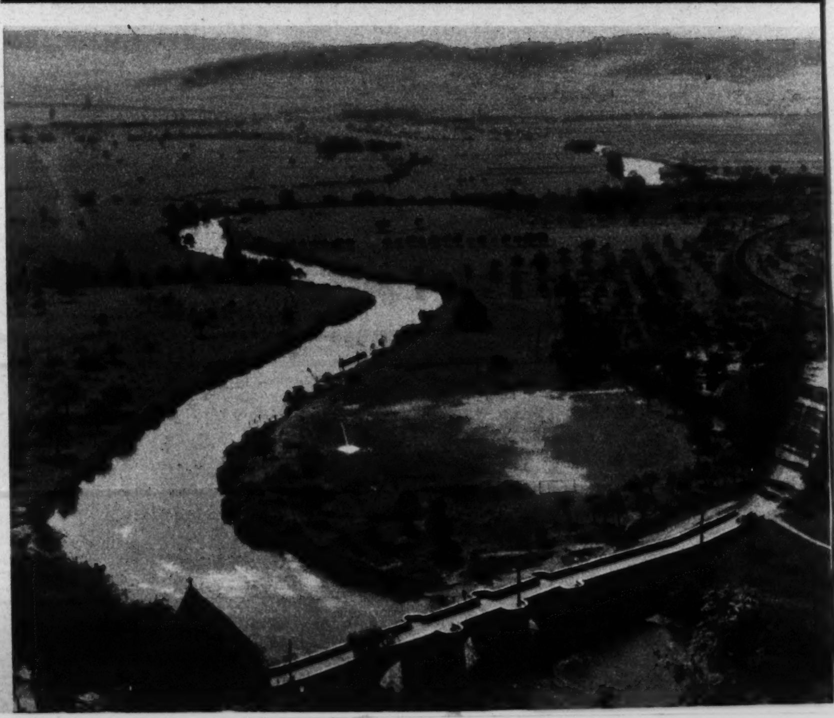


„Erlebte Heimat"

Ein Thüringen-Film von Tieren, Blumen und Menschen.

Im Auftrage des Staatsministers Wächtler, Reichsleiters des NS-Lehrerbundes und Gauleiters der Bayerischen Ostmark, drehte der bekannte Lichtbildkünstler Professor Walter Hege, Weimar, diesen herrlichen Kulturfilm, dem wir drei Bilder entnehmen, und der – hoffentlich – bahnbrechend auf dem Gebiet der Kulturfilm-Herstellung wirken wird.

In Anbetracht seiner hohen künstlerischen Bedeutung wurde dieser Film mit dem Prädikat „künstlerisch wertvoll und volksbildend" ausgezeichnet. Dabei wurde ausdrücklich anerkannt, daß dieser Film in ganz besonderer Weise geeignet sei, als Lehrfilm im Unterricht verwendet zu werden. Hiervon wird sicherlich jede Schule Gebrauch machen, denn es ist ein Film, der keinem Deutschen vorenthalten bleiben darf.



Aufnahme Haase-Mühlner



Die „gefährliche" Neigung

Von Möller-Crivitz

„Also so geht das mit unserm Jungen nicht mehr weiter", meinte eines Abends Postsekretär Hollmann erregt zu seiner Frau. „Nun hat der Bengel die schöne Eisenbahn, die er neulich von seinem Onkel zum Geburtstag bekommen hat, auch schon wieder verbogen und zerbrochen. Hier muß nun endlich einmal streng gesteuert werden!" Die Frau zog die Augenbrauen zusammen. Gewiß, auch sie war schon ärgerlich über diese Unart des Jungen, aber irgendein Gefühl bestimmte sie, den Jungen in Schutz zu nehmen. „Nun ja", erwiderte sie darum nach einiger Zeit, „es wird gut sein, wenn du mal ernstlich auf ihn einredest. Aber schließlich dürfen wir ja nicht vergessen, daß Heinz eben erst neun Jahre alt ist. In dem Alter sind Kinder noch verspielt. Mit Absicht wird er es wohl nicht getan haben." Ihr Mann schüttelte den Kopf. „Nach Entschuldigungsgründen habe ich lange genug gesucht. Ich habe aber feststellen müssen, daß der Junge sich über nichts richtig freuen kann . . ." „Das darfst du nicht sagen, Fritz", unterbrach ihn seine Frau, „auch über die Eisenbahn hat er sich sehr gefreut. Und wie sinnig und still hat er in den ersten Tagen damit gespielt!" Herr Hollmann lächelte ironisch. „Wenn es mit seiner Freude aufrichtig bestellt gewesen wäre, dann würde die Bahn jetzt nicht kaputt in der Spielecke liegen. Aber so ist es immer bei dem Jungen: zuerst eine himmelhochjauchzende Freude, ein wahres Indianergebrüll, dann aber ist diese Stimmung schnell verraucht. Was dann kommt, ist die Lust am Zerstören. Jawohl, Frau, Zerstören! Darin liegt seine Neigung, und das ist" — er unterbrach sich, als würde es ihm schwer, sein Urteil auszusprechen — „und das ist eine gefährliche Neigung, eine Neigung zum Destruktiven hin. Auf das Strohfeuer seiner Begeisterung gebe ich nichts, ich sehe schärfer und entdecke da einen Charakterzug an dem Jungen, der mir unheimlich wird, wenn wir nicht bald ausgleichend eingreifen."

Seine Frau verstand den Sinn des Wortes „destruktiv" zwar nicht ganz, aber sie ahnte, daß ihr Mann ein hartes Urteil über sein eigen Fleisch und Blut sprach. Das drängte ihr fast die Tränen in die Augen, denn sie sah den blonden Kopf ihres Jungen vor sich, aus dem ihr zwei helle Augen froh anlachten.

Da mochte sie nichts mehr sagen. Sie kannte ihren Mann. Der würde jetzt seine Meinung nur noch eigensinniger vertreten. Dann aber war die Gefahr da, daß sich eine Kluft zwischen Vater und Sohn bildete, die ein Zueinanderkommen nur noch schwerer machen würde. —

So saßen sie sich beide gegenüber. Ihr Mann paffte ein paar blaue Tabakwolken ins Zimmer. Er war ärgerlich über seinen Jungen, ärgerlich auf seine Frau, daß sie ihm keine Gründe gegen seine Meinung zu nennen hatte, ärgerlich über sich selbst, daß er mit seinem Urteil in eine Sackgasse geraten war. Denn er ahnte, daß sein Urteil irgendwo ein Loch hatte. Seine Frau saß über ihrer Handarbeit gebeugt und mochte nichts sagen. So sprachen sie lange Sekunden kein Wort. Der „Sünder" aber, der kleine Heinz, lag in seinem Bettchen und träumte von der Sonne und frohen Gespielen.

Da läutete die Flurglocke. Beide waren froh, daß die Stimmung unterbrochen wurde. Herein kam der Vetter des Hausherrn. Der merkte sogleich, daß sein Kommen wohl zur Unzeit gewählt war, aber Postsekretär Hollmann nötigte ihn ins Zimmer und bat ihn um so eindringlicher, doch zu bleiben.

„Die Sache ist nämlich die", begann er sofort, nachdem sich der Vetter die abendliche Zigarre angezündet hatte, „wir sprachen über unsern Heinz. Du hast ihm doch neulich erst die hübsche Eisenbahn mitgebracht. Ich möchte dir den Trümmerhaufen nicht zeigen. Aber so ist der Bengel immer: kaum hat er ein Geschenk bekommen, dann ist es auch schon kaputt. Geht das nicht mit den Fingern allein, muß Hammer und Kneifzange mit herhalten. Glücklich ist er erst, wenn er alles zerstört hat. Verstehe mich aber recht, ich sage das nicht, weil mich die unnütze Geldausgabe ärgert. Ich verspüre eine Beklemmung, wenn ich über diesen Hang des Jungen nachdenke. Er offenbart mir da einen Charakterzug, der auf nichts Gutes schließen läßt. Ich habe nun lange darüber nachgedacht, woher er diese gefährliche Neigung haben mag. Eingreifen muß ich hier, das ist mir klar, ich weiß nur noch nicht recht wie."

In des Vetters Augen blitzte es verräterisch. Die Frau sah das, sie konnte sich aber keine Meinung darüber bilden, doch spürte sie, wie ihr Herz leichter zu schlagen begann. Dann meinte der Vetter — es sollte beiläufig klingen —: „Woher der Junge das haben mag? Von wem denn anders als von dir, Fritz?"

Da sprang Hollmann fast aus seinem Sessel. „Was sagst du? Von mir? Bist du wahnsinnig? Wie kommst du auf den tollen Einfall?" Er lachte hart auf. Der Vetter blieb so ruhig wie vorhin. „Doch, von dir. Ich will dir die Erklärung dafür auch nicht schuldig bleiben. Warst du nicht früher auch ein kleiner Meister im Zerstören? Ja, alles was recht ist, Fritz, keiner von uns Jungen konnte solche Sandburgen bauen wie du, das ist wahr, aber keiner konnte sie auch mit solcher Freude und Lust wieder zertrampeln. Denkst du noch an diese schönen Stunden in Warnemünde am Strand?" Er wandte sich an die Frau. „Ja, das ist auch wahr, ein anderer Junge hätte es nicht wagen wollen, ihm seine Burg zu zerstören; das war ein Werk, das nur der Meister selbst vollbringen durfte!" Er lachte den Vetter so vergnüglich an, daß der ebenfalls lächeln mußte. Mit ein paar Worten wußte sein Vetter ihm die längst dahingegangenen Tage seiner Jugend vorzuzaubern, aber einen Weg zu seinem Jungen fand er noch nicht. Darum holte der Vetter weiter aus: „Und was den Steinbaukasten angeht, so weiß ich keinen, der es dir darin gleichgetan hätte, Fritz. O, ich sehe noch, wie du die höchsten Türme bauen konntest. Dabei hattest du aber schon sogleich einen der unteren Steine auf die Wippe gesetzt, worauf denn immer ein tolles Wettbauen begann. Hei, das war doch noch etwas, nicht wahr? Dieses Messen der Kräfte! Wann wird der Turm zusammenbrechen? Wirst du eher fertig werden oder werden die unverbrüchlichen Naturgesetze auch diesmal wieder Sieger sein? Und wenn du dann doch den Turm vollendet hattest, da wurde der „Wippstein" solange gestochert, bis alles in sich zusammenstürzt. Da lachten die Augen dann voll Lust am gelungenen Zerstörungswerk. Meinst du nicht auch, daß in diesem auf das Zusammenbrechen hinzielenden Aufbau der Steinchen auch so eine gefährliche Neigung schlummerte? Unbesorgt, Fritz, ich kenne dich und weiß, daß du alles andere aber kein „Zerstörer", kein „Nihilist" bist!"

„Da wir nun davon sprechen", fuhr der Vetter fort, „so fällt mir noch etwas ein: Du erinnerst dich des schönen Flaschenzuges, den du dir gebastelt hattest. Als deine Mutter dich dann aber veranlassen wollte, diesen praktischen Flaschenzug in den häuslichen Dienst zu stellen, wie war das da doch noch? War er da nicht am nächsten Tage kaputt, ja, so kaputt, daß an einem Wiederherstellen nicht zu denken war? Wer mag der Unhold gewesen sein, der dieses „verbrecherische" Werk vollbrachte?" Herr Hollmann mußte heimlich in sich hineinlachen. Dann wurde er wieder ernst und erwiderte: „Du mußt das verstehen, Karl. Ich hatte mir den Flaschenzug gebastelt, weil ich damit spielen wollte. Als die Mutter aber von mir verlangte, ich solle damit die große Holzmiete auf den Holzboden befördern, da — ja, da war es eben aus mit der Lust an diesem Flaschenzug. Und da habe ich ihn zerstört. Er war ja schließlich auch mein Werk", setzte er entschuldigend hinzu.

„Ganz richtig", pflichtete ihm der Vetter bei, „es wäre auch unkindlich von dir gewesen, wenn du anders gedacht hättest. Aber damit sind wir ja schon mitten im Thema, und damit haben wir deine Frage eigentlich schon beantwortet. Der Zerstörungstrieb deines Jungen hat doch mit all den von dir besorgt vermuteten Charakterzügen nichts zu tun! Sieh einmal, was wir als kindliches Spiel bezeichnen, ist für das Kind ja gar kein Spiel, o nein, das ist ernste Arbeit! Aber in einem unterscheidet sich das Kind von uns: es will das von ihm Geschaffene nicht in der zweckvollen Weise ausnutzen, wie wir das tun. Wir lassen uns in allem, was wir tun oder unterlassen, von Nützlichkeitserwägungen leiten. Das sind Begriffe, die einem rechten Kinde völlig fremd sind und auch sein müssen. Beweis? Siehe deinen Flaschenzug! Kein Junge wird sich lange mit dem beschäftigen, was er sich geschaffen hat. Ist er fertig mit dem,

was er vorhatte, legt er es beiseite oder — macht es wieder kaputt, um Raum zu schaffen für etwas Neues. Was nun die Eisenbahn angeht, die jetzt in irgend einer Ecke ein verlorenes Dasein fristet, so ist doch ganz klar, daß der Junge daran „Verbesserungen" vornehmen wollte, die ihm nur nicht geglückt sind. Warum der Junge das wollte? Ja, kann sich ein rechter Junge denn mit einer fertigen Sache abfinden? Das können wir ja nicht einmal. Möchten wir nicht am liebsten auch heute noch unsere Taschenuhr auseinander nehmen oder unseren Radioapparat „verbessern"? Wenn wir es nicht tun, so doch nur, weil wir wissen, daß wir am Ende hohe Reparaturrechnungen bezahlen müssen. — Also, Fritz, laß den Jungen nur. Sicher wollen wir ihm nicht zureden, noch mehr und eifriger sein Zerstörungswerk zu verrichten, wir wollen diese Neigung umleiten, damit sein Spiel kindlich bleibt." —

Da drückte Postsekretär Hollmann dem Vetter die Hand. „Du hast recht, Karl, jetzt merke ich auch, wie weit ich mich verrannt hatte." Und aus den Augen der Mutter leuchtete wieder das Glück.



Aufnahme Ahrens

Angstträume bei Kindern

Frau Anni Weber

Wohl jede Mutter weiß aus Erfahrung, wie sehr ein Kind von Träumen mitgenommen werden kann. Ein ängstlicher Aufschrei weckt die Mutter, und sie findet ihr Kind mit furchtverzerrtem Gesicht zitternd in seinem Bett: es hat etwas Böses geträumt. So harmlos an sich ein solches nächtliches Ereignis ist, so sollten wir Mütter doch alles tun, um die Voraussetzungen zum Angstträumen beim Kind möglichst zu beseitigen, denn ein Kind leidet in seinem Nervenleben unter dem bösen Traum ganz offensichtlich so, als geschähe ihm das Geträumte in Wirklichkeit; sein Herz klopft rasend, Angstschweiß bricht aus, und der gute gesunde Kinderschlaf ist für kürzer oder länger empfindlich gestört.

Die Mutter kann das Angstträumen bei ihren Kindern herabmindern oder ganz verhüten, wenn sie die körperlichen und seelischen Voraussetzungen zum Angstträumen vermeidet. Schwere Kost am Abend ist oft die Ursache: Pfannkuchen, Bratkartoffeln in größeren Mengen, Hülsenfrüchte sollten Kinder abends nicht bekommen. Auch reichliches Trinken muß abends unterbleiben. Ferner sollten Kinder von klein auf an Seitenlage gewöhnt werden, denn durch den Druck der inneren Organe auf das Rückenmark in Rückenlage ist nur zu leicht die Voraussetzung zu einem wüsten Traum geschaffen. Weit weniger wichtig ist es, ob das Kind rechts oder links gewendet schläft. — Die Arme und Hände sollen beim Schlafen außerhalb der Decke liegen, und die Decke darf nicht schwer lasten; man gibt eine gute Wolldecke für den Sommer, die groß genug ist, daß sie für Uebergangszeiten doppelt geschlagen werden kann, und dazu ein leichtes Fußkissen für den Winter. Durch Deckenhalter sichert man die Wolldecke gegen Abstrampeln. —

Der Schlafraum des Kindes soll recht friedlich und gemütlich sein, kühl und gut gelüftet, ein nicht zu großer Raum mit ruhigen, freundlichen Farben und wenigen, ebensolchen Bildern.

Das Kind soll durch ruhige gütige Behandlung über Tag das Gefühl des Geborgenseins mit in seinen Schlaf hinübernehmen. Gruselgeschichten, grausame Strafandrohungen, laut herausgeklagte Aengste und Sorgen der Erwachsenen schaffen in der Seele des Kindes den Zustand der Verlassenheit, aus dem heraus der Angsttraum möglich wird. Vor allem soll ein Kind nie einschlafen müssen mit dem Gefühl, die Mutter sei ihm wegen einer Ungezogenheit noch böse. Spätestens beim

Gutenachtsagen muß der restlose Friede zwischen Mutter und Kind wieder hergestellt sein. Der Erwachsene wird mit seinen „großen" Sorgen mit Hilfe seiner Erfahrungen weit eher fertig als ein Kind, dem die Welt noch voller guter und böser Wunder ist, mit seinen „kleinen" Sorgen. Sie beißen sich fest im Unterbewußtsein und verfolgen es bis in den bösen Traum. — Jede rechte Mutter fühlt darum instinktiv, daß spätestens beim Gutenachtkuß die tägliche große Verzeihung aller kindlichen Fehler und Unarten kommen muß. Das ist der Augenblick, aus dem heraus ein Kind das innigste Geborgensein für seinen Schlaf schöpft.

Kommt es trotz aller Vorsicht und Mutterliebe zum Angsttraum, so kann man die Folgen mildern durch verstehendes Verhalten. Vor allem wird sofort Licht gemacht. Der warme Zuspruch der Mutter im hellen Raum beruhigt meistens schon so weit, daß das Kind bald weiterschläft. Bleibt es aber aufgeregt, so tun ein kühles Abwaschen von Gesicht und Händen und ein tiefer Atemzug am Fenster Wunder. Man hilft dem Kinde aus dem Bannkreis des Geträumten heraus in die gute sichere Wirklichkeit. — Niemals sollte man die Gelegenheit des Angstträumens benutzen, um sein Kind „mutig" und „vernünftig" machen zu wollen. Ein Kind, das soeben mit fliegendem Puls aus seinem Angsttraum aufwachte, kann so wenig wie ein Fieberkranker Erziehungsobjekt sein; seine Nerven müssen mit gütigem Verständnis für die Lage wieder beruhigt werden, das ist alles, was geschehen soll, das ist es aber auch, was eine rechte Mutter können muß. Eine solche wirkliche Hilfe in seiner großen Not wird ein Kind seiner Mutter nicht vergessen. Die tatkräftige mütterliche Hilfe in der Not ist vielmehr ein Grundstein im Gebäude des kindlichen Vertrauens zur Mutter im Besonderen und zur großen unbekannten Welt im Allgemeinen. So wird nach und nach aus der rechten mütterlichen Vorsorge und der richtigen Behandlung der Angsttraum ganz aus dem Leben des Kindes verschwinden.

Der Angsttraum ist eine greifbare Warnung für die Mutter, daß etwas im Dasein ihres Kindes nicht stimmt. Wo ein Kind wenig oder gar nicht unter Angstträumen leidet, darf die Mutter dagegen mit ihrer Pflege und Behandlung zufrieden sein. Mut und Vernunft dem Leben gegenüber werden sich bei ihrem Kind mit den wachsenden Kräften ohne Gewaltkur von selber einstellen und ein gutes Vertrauen aus der Geborgenheit der Kindheit heraus wird seinen Lebensweg überstrahlen.

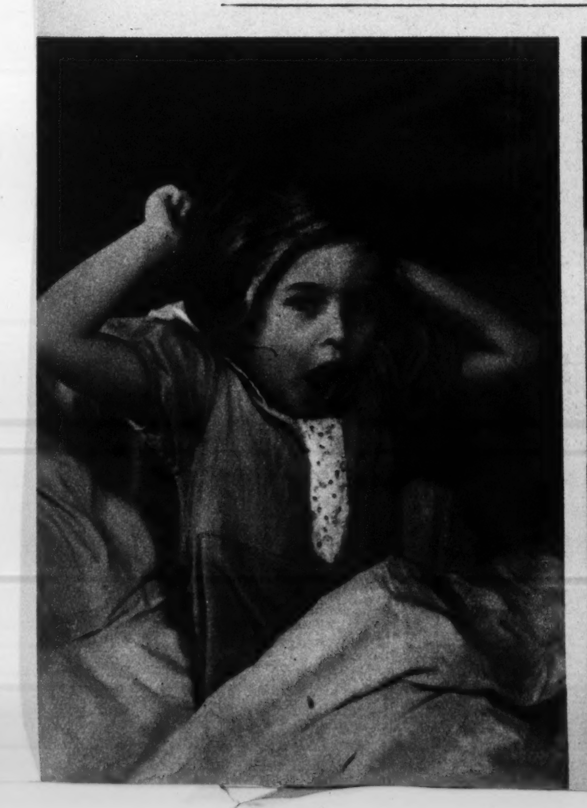
Filmen verpflichtet!

Ein Karl May-Film?! O, da wird unsere Jugendzeit lebendig, da sehen wir uns wieder, wie wir Band um Band dieser herrlichen, dieser aufregenden Geschichten verschlingen. Anfangs mußte das heimlich geschehen, als ob wir „Kriminalschmöker" erbeutet hätten. Dann — eines Tages — hatte der Vater einen dieser Bände erwischt. Mit hochrotem Gesicht mußten wir sehen, wie uns der Band entrissen wurde. Dabei fühlten wir uns frei von Schuld. Der Vater aber sprach das harte Wort: „Schundliteratur" aus, das uns auf der Seele brannte. Wir haben dann wohl einen Versuch zur Ehrenrettung Karl May's gewagt, der sicherlich keinen großen Eindruck machte. Bis — ja so war es — bis der Vater uns den Band zurückgab mit der Weisung, die nächsten ebenfalls zu besorgen! Und da fand Karl May endlich ehrenvolle Aufnahme in der Familie, wobei dann nur noch darauf geachtet wurde, daß das Lesen dieser Bücher in einem geordneten Verhältnis zu den Schulaufgaben und der Gesundheit stand.

Und nun hat man uns einen Karl-May-Film beschert. Nun, Karl May ist älter als der Film. Viele Jahre hatte der Film Zeit, ihn zu entdecken. Man brauchte ihn ja eigentlich gar nicht zu entdecken, man brauchte ihn ja nur zu nehmen. Aber das konnten wir all die langen Jahre immer wieder feststellen: So vertraut er uns allen geworden, so wenig mochten die Filmproduzenten etwas von ihm wissen. Sie winkten selbst dann noch ab, als man ihnen die guten Gründe nannte, die für die ungehobenen Schätze dieser Bücher sprachen. Nein, sie wollten

Bärbels Morgenstunde

6 Bilder ohne Worte von Scherz-Wauer







nicht. Dieser Karl May war ihnen zu unbequem; er paßte ihnen nicht, dieser Mann des vollen Einsatzes der Person, dieser Helfer der Armen und Bedrückten, dieser wahrhafte Kerl aus einem Guß, innen wie außen gleich, dieser Mann ohne Halbheiten, ohne faule Zugeständnisse, gerüstet mit dem eisernen Glauben an den Erfolg der guten Sache und erfüllt von dem Bewußtsein, daß nur einer da sein muß, der den Entschluß faßt, der das Steuer herumwirft, der die Bedenklichen mitzureißen weiß, der die Führung in der Stunde der Gefahr übernimmt. . . . Dieser Mann mit dem Siegerherzen war ihnen kein Filmheld.

Die rechte Zeit mußte erst kommen. Sie kam. Der Verlag der Bücher vergab die Rechte an einen Deutschen, der selbst die Welt in allen ihren Winkeln durchstreift hat, oft mit keinem Pfennig in der Tasche, ein Abenteurer mit der ewigen deutschen Sehnsucht, die zwischen den weiten Meeren und dem Schoße der Heimat ihren Frieden sucht.

Beck-Gaden, der Schauspieler, der alteingesessene Berchtesgadener, ging daran, das Lebenswerk eines ihm zutiefst verwandten Deutschen dem Film zu gewinnen. Der Verlag schlug Angebote von anderer Seite aus und zeigte auch dem Dollar die kalte Schulter.

Jetzt ist der erste Film herausgekommen, und soweit sich die Dinge übersehen lassen, ist Beck-Gaden leider nur als der Erwecker und Anreger des Karl-May-Films überhaupt anzusprechen. Aber das spielt hier auch weiter keine Rolle.

Entscheidend ist vielmehr das völlige Danebengreifen dieses Films „Durch die Wüste".

Wohl ist man nach Ägypten gefahren und hat von dort schöne Bilder von der Wüste, den Oasen und Beduinen mitgebracht. Aber die Unfähigkeit der Leute, die diesen Film geschrieben und inszeniert haben, schaut aus jedem Meter hervor.

Unklar und wirr ist die Handlung und schlecht aneinandergepaßt der Uebergang der Szenen und Bilder. Ganz äußerlich nur sind die Figuren aus dem Buche herübergenommen, sind mit Pathos der Geste, mit Unnatur der Sprache und mit einfältigem Humor belastet und nirgends zu Elementen eines leitenden Gedankens erhoben. Es ist, als sei besonders die Regie Hübler-Kahla's bemüht gewesen, dem Film gerade das fernzuhalten, was nach der menschlichen Seite hin die Gestalten von Karl May so lebendig und ausgeprägt macht und was ihm selbst, dem Kara ben Nemsi, die starke Ueberlegenheit verleiht. Sollte Herr Hübler-Kahla erst durch diesen Film mit Karl May nähere Bekanntschaft gemacht haben?

Fred Raupach ist gewiß eine Erscheinung, die manches mitbringt für den Deutschen, der keine Gefahr scheut und kein Zögern kennt, aber die Jugend sagt — und ihr Urteil hat gewiß seine guten Gründe — sie stelle ihn sich noch männlicher, noch ungekünstelter vor. Das war Sache der Spielleitung, der Schauspielerführung.

Aber der mit hoher Stimme wie von ungefähr sächselnde Hadschi Halef Omar, der immer wie ein Keil die Illusion der afrikanischen Wüstenszene auseinandergesprengt, ist gewiß von Heinz Evelt so gespielt worden, wie ihn Drehbuch und Regie gesehen und gewünscht haben. Eine über ihre beabsichtigte Komik hinaus erheiternde Figur ist das Ergebnis.

Keiner ist ganz Fleisch und Blut in dem Abenteuermärchen Karl May's, jeder tut so, „als ob", am wenigsten vielleicht noch die Senitza der Katharina Berger. Anstatt Formung und Steigerung ergibt sich ein verspieltes Treiben, in dem oft jede Ordnung verloren geht (z. B. wer schießt schließlich auf wen?).

Hätte nicht die Kamera von Georg Muschner und Paul Rischke diesem Film eine große Zahl bewegter und malerischer orientalischer Aufnahmen geschenkt, die wunderbar die Szenerie beleben und verzaubern, so würde die Dürftigkeit im Ablaufe der Ereignisse und die Unzulänglichkeit der Menschen — Karl May selbst im gewissen Sinne ausgenommen — noch weit stärker fühlbar sein, denn kurze Abschnitte mit stark belebten Vorgängen können nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieser Film ohne Blick und Gefühl für Steigerung von innen her, ohne die zusammenreißende Kraft einer künstlerischen Sammlung entstanden ist.

Möchten die weiteren Filme unter einem günstigeren Sterne stehen, gilt es doch nicht nur, an die deutsche Jugend das sittliche Ethos und die Charakterwerte der Lebensart heranzubringen, der Karl May in immer neuer Abwandlung zum Siege verhilft, sondern auch dem Auslande mit diesen ohne weiteres internationalen Themen ein Stück deutscher Lebensbejahung und zugleich deutscher Filmphantasie zu zeigen. Dr. K. Volz.

★

Zu dem neuerdings herausgekommenen Film „Stjenka Rasin" ist diesem Rahmen weniger von der filmkritischen als von einer grundsätzlichen Seite her etwas zu sagen. Man fragt sich nämlich: Warum ausgerechnet ein russischer Geschichtsstoff, sogar noch in einer Neubearbeitung eines schon einmal gedrehten, aufgegriffen werden mußte? Als ob unsere deutsche Geschichte nicht verfilmungsreife Themen genug hätte! Müssen wir die unbedingt vom Auslande beziehen? Und wenn schon einmal, muß es dann ein zu unserer eigenen Geschichte und unserem heutigen Empfinden so beziehungsloser Stoff sein wie dieser Stjenka Rasin? Sein zweiter Aufguß, wenn auch in noch so feierlicher Theaterpathetik geboten, vermag mit nichts seine Bevorzugung vor Stoffen deutscher Geschichte zu rechtfertigen. H. A. L.







Was können unsere Kinder werden?

Die Laufbahnen der Deutschen Reichspost

Nach dem Stande vom 31. März 1934 beträgt die Stärke des Gesamtpersonals der Deutschen Reichspost 351 395, hiervon stehen in einem beamteten Verhältnis: 260 196, in einem nichtbeamteten: 91 199. Hinzu kommen noch etwa 1000 in einem Vertrag stehende Personen, wie: Postvertrauensärzte, Posthalter und Privatfuhrunternehmer. Wenn man sich diese riesenhafte Zahl vergegenwärtigt, ist es wohl zu verstehen, daß sich das Auge vieler Jungen auf diesen Beruf richtet. Aber die Lust zu einem Beruf allein darf ja niemals Richtschnur sein, vielmehr muß es immer darauf ankommen, ob der Junge die Anlagen für ihn mitbringt. Darum ist die Frage: „Was soll unser Junge oder was soll unser Mädel werden?" wohl nicht ganz richtig, sie muß vielmehr lauten: „Was könnte unser Junge, was könnte unser Mädel werden?" In dieser Verschiebung der Frage liegt ja schon die Antwort, denn es kann immer nur darauf ankommen, welche Eignungen der Junge oder das Mädel besitzen. Mag dieser oder jener Beruf auch noch so günstige Aussichten dem anderen gegenüber aufweisen, mag er noch so „erstrebenswert" sein, so wird später sich nur der wirkliche Könner darin bewähren. Das trifft auch auf die Beamtenlaufbahn zu!

Gewiß, auf den ersten Blick hat es für viele etwas Bestechendes, den Jungen später einmal in einer „gesicherten Beamtenstellung" zu wissen. Sobald man sich aber über den Begriff und das Wesen der Dienstlaufbahnen klar wird, stellen sich manche Schwierigkeiten ein, die diesen „bestechenden Gedanken" zumindest etwas abkühlen. Die Dienstlaufbahn ist ja nichts anderes als eine planmäßige Ausbildung und zugleich eine straffe Auslese der Besten. Im Vordergrund der Ausbildung steht immer die Charakterbildung, die Förderung der Willens- und Entschlußkraft, die Erziehung zum Verantwortungsbewußtsein und Verantwortungsfreudigkeit, zu Selbstzucht- und Einfühlungsvermögen, mit einem Wort: die Entwickelung der Persönlichkeit. Daneben soll die Ausbildung selbstverständlich auch der Aneignung eines umfassenden Fachwissens auf den verlangten Gebieten dienen. Um dieses Ziel zu gewährleisten, muß von den Bewerbern und Anwärtern nicht nur ausreichende allgemeine und fachtechnische Vorbildung verlangt werden, sondern auch ein bestimmtes Maß von Persönlichkeitswerten, zu denen selbstverständlich die Tugenden gehören, die einen Deutschen von heute auszeichnen: das durch die Tat bewiesene Bekenntnis zur Volksgemeinschaft, die unbedingte nationalsozialistische Zuverlässigkeit usw.

In der Bewährungszeit muß der Anwärter dann zeigen, daß er mit den Schwierigkeiten seines Dienstes in selbständiger Wahrnehmung der Dienstgeschäfte fertig zu werden versteht. Zugleich muß er beweisen, daß er mit den Mitarbeitern und vor allem den Postbenutzern ein gutes Einvernehmen zu halten vermag. Mangelt es ihm an einer dieser Begabungen, ist er für den Dienst unbrauchbar.

Es ist ein langer und beschwerlicher Weg, der zum Ziele führt. Manche Prüfung wird von ihm verlangt, in denen er beweisen muß, daß er sein Fachgebiet voll beherrscht und doch nicht toten Wissensstoff einlernte oder sich einpauken ließ. Die neuen Prüfungsvorschriften haben hier zum Glück einen völligen Wandel geschaffen, haben zwar Erleichterungen in rein wissensmäßiger Hinsicht gebracht, dafür aber die Forderungen an die Gesamtpersönlichkeit des Beamten bedeutend verschärft.

I. Der höhere Postdienst.

Bedingungen:

Postdienst: Große Staatsprüfung für den höheren Justizdienst (Fähigkeit zum Richteramt);

Fernmeldedienst: Diplomhauptprüfung (Fernmeldetechnik); Maschinendienst: Diplomhauptprüfung (Maschinenbau); Vorbereitungsdienst als Postreferendar, Dauer 2 Jahre. Sodann für die Anstellungsprüfung: Große Staatsprüfung für den höheren Verwaltungsdienst bei der DRP. (Postassessorprüfung für Referendare mit fernmeldetechnischer oder maschinentechnischer Vorbildung). Die erste planmäßige Anstellung nach einem Diätariat als Postassessor erfolgt dann als Postrat. In der weiteren Beförderungsstellung sind vorgesehen die Amtsbezeichnungen: Oberpostrat, Abteilungsdirektor, Ministerialrat, Präsident usw.

Hochbaudienst: Regierungsbaumeisterprüfung (Hochbau). Beförderungsmöglichkeiten sind gegeben zum: Regierungsbaumeister, Postbaurat, Oberpostbaurat.

II. Der gehobene mittlere Postdienst:

Bedingungen:

Postdienst: Primareife (Abitur), für Versorgungsanwärter desgl. oder die Abschlußprüfung II. Vorbereitungsdienst 3 Jahre als Postsupernumerar, sodann Verwaltungsprüfung bei der DRP. für den gehobenen mittleren Postdienst. Die erste planmäßige Anstellung erfolgt als Postinspektor und sieht die Beförderung zum Oberpostinspektor vor.

Fernmelde- und Maschinendienst: Obersekundareife, 2 Jahre Praxis. Reifezeugnis der höheren Maschinenbauschule. Vorbereitungsdienst 2 Jahre als Technischer Telegrafensupernumerar sodann Verwaltungsprüfung. Die erste Anstellung erfolgt als Technischer Telegrafeninspektor bezw. als Technischer Postinspektor mit der Beförderungsmöglichkeit zum Oberinspektor. Aehnlich verläuft die Laufbahn für den Hochbaudienst. Für den gehobenen mittleren Postdienst ist eine Beförderungsmöglichkeit zum Postamtmann und Ministerialamtmann gegeben.

III. Einfacher mittlerer Postdienst:

Bedingungen:

Postdienst: für Versorgungsanwärter Abschlußprüfung I oder II, ausnahmsweise Vorprüfung oder Schulzeugnisse. Vorbereitungsdienst 1 Jahr als Postanwärter, sodann Assistentenprüfung für den Postdienst. Die erste planmäßige Anstellung erfolgt als Postassistent. Beförderungsmöglichkeit zum Postsekretär oder Postverwalter.

Fernmeldetechnischer Dienst oder technischer Dienst bei den Postscheckämtern: Volksschulabschluß (Vorprüfung), drei Jahre Lehrzeit als Fein- oder Elektromechaniker, sodann Gesellenprüfung, Probearbeit. Dann folgt ein 1 bis 2 Jahre langer Vorbereitungsdienst als Anwärter, darauf die Prüfung zum Telegrafenwerkführer. Diese Amtsbezeichnung führt er auch als planmäßig Angestellter. Die Beförderungsmöglichkeit zum Telegrafenwerkmeister bezw. Obermeister ist vorgesehen.

Maschinendienst: Volksschulabschluß (Vorprüfung), gelernter Maschinenbauer, Grobmechaniker, Maschinen- oder Motorschlosser, Gesellenprüfung. Es folgt dann ein 1 bis 2 Jahre langer Vorbereitungsdienst als Maschinenanwärter. Die planmäßige Anstellung erfolgt als Maschinist und sieht eine Beförderungsmöglichkeit als Werkführer bis zum Maschinenmeister vor.

Kraftfahrdienst: Volksschulabschluß (Vorprüfung), 3 Jahre Schlosser oder Grobmechaniker, Gesellenprüfung, ein Jahr Praxis. Dann folgt 1 Jahr Vorbereitungsdienst als Anwärter für den Postkraftfahrdienst und die Möglichkeit der Anstellung als Postkraftwagenführer mit der Aufstiegsmöglichkeit zum Werkmeister im Postkraftwagendienst.

IV. Unterer und einfacher mittlerer Postdienst:

Telegrafenbaudienst: a) Lehrlingslaufbahn: Volksschulabschluß (Vorprüfung), dann 3 Jahre Telegrafenbaulehrling, Gesellenprüfung zum Telegrafenbauhandwerker. Die erste planmäßige Anstellung kann erfolgen als Telegrafenleitungsaufseher. In der Beförderungsmöglichkeit ist vorgesehen der Telegrafenassistent nach Ablegung der Assistentenprüfung für den Telegrafenbau sowie ein Aufstieg zum Telegrafensekretär oder Telegrafenbauführer; b) Laufbahn für Arbeiter und Handwerker: keine besonderen Schulkenntnisse, für Handwerker jedoch die Gesellenprüfung.

V. Unterer Postdienst:

a) Postjungenlaufbahn: Volksschulabschluß (Vorprüfung), Vorbereitungsdienst als Postjungenbote, Hilfspostschaffner bis zur Vollendung des 20. Lebensjahres, Dauer jedoch mindestens 3 Jahre. Dann Hilfspostschaffner und Anstellungsmöglichkeit als Postschaffner mit der Beförderungslaufbahn des Oberpostschaffners bezw. Postbetriebsassistent, darauf Postassistent, Postsekretär, Postverwalter, jedoch nach Ablegung der Assistentenprüfung für den Postdienst; b) Postbetriebsarbeiterlaufbahn: Volksschulbildung (Vorprüfung). Vorbereitungsdienst als Postbetriebsarbeiter mit der gleichen Beförderungsmöglichkeit wie bei der Postjungenlaufbahn; c) Postbotenlaufbahn: Keine besonderen Schulkenntnisse. Vorbereitungsdienst als Postbetriebsarbeiter bezw. vollbeschäftigte Hilfskraft bei einer Postagentur. Die Anstellung ist möglich als Postbote und sieht eine Beförderung zum Postschaffner und Oberpostschaffner vor.

VI. Weiblicher Postdienst:

Für Postanwärterinnen und Angestellte ist eine gute Volksschulbildung (Vorprüfung), Mittelschulabschluß bzw. 2. Klasse eines Lyzeums Bedingung. Der Vorbereitungsdienst erfolgt entweder als Postanwärterin (2 Jahre) oder (Angestellte) als Posthelferin. Sie wird dann Postgehilfin. Ihre Anstellung kann erfolgen als Postassistent. Diese Laufbahn sieht eine Beförderungsmöglichkeit zur Postsekretärin vor jedoch nach Ablegung der Assistentenprüfung der Fachrichtung.

Fritz will fort . . .

„Ich weiß nicht, was mit dem Fritz los ist", meinte Mutter Haverhoff vor einigen Tagen zu ihrem Mann, dem Erbhofbauern in einem kleinen Dorfe irgendwo im Mecklenburgischen, „seit dem letzten Reichsparteitag kenne ich unsern Aeltesten nicht wieder. Er hat etwas, worüber er sich nicht ausspricht. Wenn es bloß keine Liebschaft ist, Vater. Du mußt mal ein ernstes Wort mit ihm reden, sonst wird es einem ja unheimlich zumut." „Was soll er schon haben", entgegnete der Bauer wortkarg, „wird schon alles wieder zurechtkommen mit dem Jungen. Muß man denn alles gleich von sich geben, was einem mal in den Kopf kommt?" Die Frau wiegte den Kopf. Das der Bauer auch gar nicht aus seiner Ruhe herauszubringen war. „Es ist besser, man redet beizeiten, ehe sich eine Sache verfilzt, meine ich", sagte sie still und bitter.

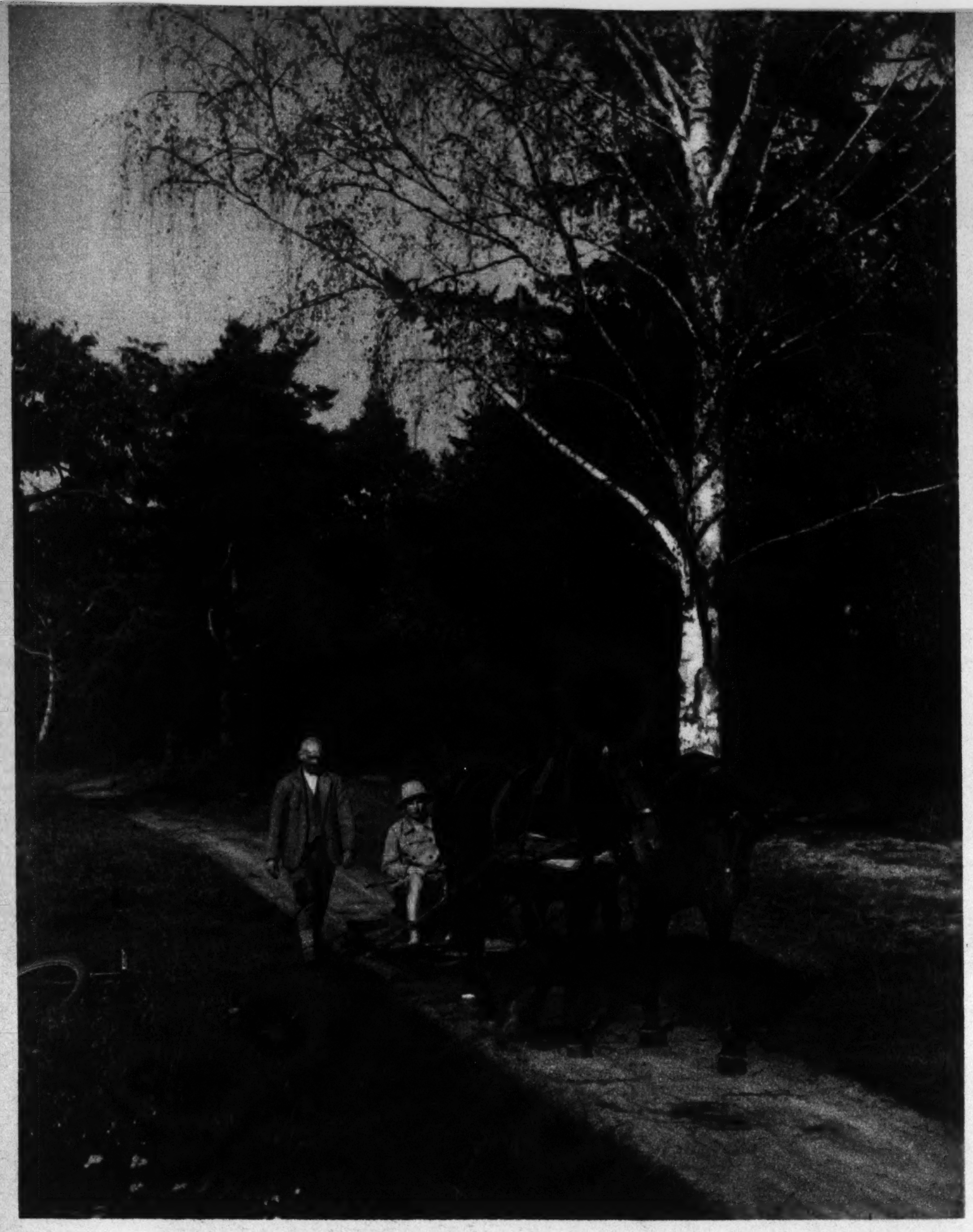
Mehr sprachen sie über diesen Fall heute nicht mehr. Die letzten Worte aber hatten den Bauern nachdenklich gestimmt. An eine Liebschaft glaubte er nicht, darin kannte er seinen Jungen. Da mußte etwas anderes dahinter stecken, weswegen Fritz sooft mit grüblerischem Gesicht umherging. Wenn der Bauer auch nichts davon hielt, alles und jedes auszusprechen, so wollte er dem Jungen doch einmal auf den Zahn fühlen, und wäre es auch nur, um die Mutter zu beunruhigen, dachte er.

So nahm er sich seinen Jungen schon am nächsten Abend vor. Fritz war ein ranker, frischer Bursche von zwanzig Jahren mit hellen Augen und offenen Mienen. Etwas lag allerdings in seinem Blick, das vordem nicht darinnen gewesen war. Wie Kummer schien es fast oder wie Sorge um etwas. Der Bauer schüttelte den Kopf, dann sagte er still: „Komm, setze dich einmal zu mir, Fritz. Ich denke, wir haben wohl schon seit langem etwas miteinander zu besprechen. Oder ist es noch unzeitig dazu?" Fritz preßte die Handflächen gegeneinander und sah eine Weile unschlüssig vor sich hin. Ein prüfender Blick von der Seite in das Gesicht seines Vaters sagte ihm nicht viel. Der Bauer blieb so gleichmäßig, wie er sich immer gab. Dann gab er sich einen merklichen Ruck und sprach: „Unzeitig ist es wohl nicht, daß wir davon anfangen, Vater. Ich will dir alles sagen, was mir in den letzten Monaten so zusetzt. Sieh mal, als wir zum letzten Reichsparteitag nach Nürnberg fuhren, da habe ich zum ersten Mal gesehen, wie groß unser Vaterland eigentlich ist. Ich hatte mir eine ganz andere Vorstellung davon gemacht, kann ich dir sagen, Vater. Die vielen Städte sind an uns vorübergehuscht, daß man gar nicht richtig zum Nachdenken kam, so schnell, ging das. Aber die Felder und Wälder habe ich mir vom Zug aus richtig angesehen. Als wir dann in Nürnberg die vielen Parteigenossen und SA.-Kameraden trafen, habe ich mich mit allen möglichen aus allen möglichen Gegenden unterhalten. Und da, Vater, verstand ich mit einem Mal, warum der Reichsbauernführer so manches von uns verlangt, was uns manchmal nicht so recht in den Kopf will. Sieh mal, Vater, wir sehen alles und unsere Wirtschaft meist bloß von unserm Hof aus, nicht aber, wie sich das auf das Ganze ausmacht. Was das G a n z e heißt, da habe ich erst einen ungefähren Eindruck von bekommen, als die vielen Tausend Kameraden auf der Zeppelinwiese angetreten waren."

Fritz schwieg und sah versonnen vor sich hin, wieder standen sie vor ihm, die Bilder von der Größe und Kraft Deutschlands, die einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Der Bauer wurde ungeduldig. „Das ist doch noch nicht alles", fragte er abwartend.

„Nein, Vater, das ist erst der Anfang. Sieh mal, noch ein paar Jahre, dann wird Mutter die Arbeit wohl ein bißchen zu viel werden, daß sie froh sein wird, wenn ich ihr eine Frau ins Haus bringe, die ihr zur Hand geht. Vorher aber möchte ich einmal Umschau halten, was auf andern Höfen anders ist als auf unserm. Man könnte davon profitieren, denke ich."

Bei diesen letzten Worten fuhr der Bauer auf. „Was willst du?" fragte



Heimkehr vom Felde

Aufnahme Atlantic-Photo

er erstaunt und unwillig, „auf andern Höfen willst du dich umtun? Etwa auf Wanderschaft gehen, wie es die Handwerksgesellen treiben? Bist du denn noch richtig im Kopfe, Junge?"

Nun war es an Fritz, seinen Vater erstaunt anzusehen. „Du sprichst von der Wanderschaft in einem so wegwerfenden Ton, Vater. Ist es denn eine Schande, wenn die Handwerksgesellen ihre Beine erst einmal unter fremde Leute Tisch strecken, bevor sie sich als Meister niederlassen?"

„Ach was", unterbrach ihn der Vater, „die Handwerksgesellen werden das wohl nötig haben, die werden sich wohl erst umtun müssen, bevor sie soweit sind, daß sie ihr Fach verstehen. Für uns Bauern aber schickt sich sowas nicht!"

„Warum soll sich das nicht für uns schicken?" fragte Fritz hartnäckig weiter. „Müssen wir Bauern nicht auch lernen? Können wir denn alles aus uns selbst? Ist es denn leichter, Bauer zu sein als Handwerksmeister zu werden? Sieh mal, Vater, das ist doch so: wir bauen auf unserm Hof jahraus – jahrein immer dieselben Früchte an als da sind: Kartoffeln, Roggen, Hafer, Rüben. Das Heu mähen wir auch immer an ein und derselben Stelle. Gewiß, wir haben uns Maschinen angeschafft, aber damit haben wir uns die Arbeit wohl ein wenig leichter gemacht, doch mit der Art des Anbaues haben wir es gehalten wie unsere Väter von Anbeginn. Das bißchen Seradella und die paar Erbsen als Zwischenfrucht bedeuten doch nicht viel. Was haben mir die Söhne von Bauern in anderen Gauen nicht alles zu erzählen gewußt! Und da ist mir so recht klar geworden, daß wir, die Bauern, die eigentlichen Ernährer des ganzen Volkes sind. Das Volk als Ganzes gesehen aber hat mehr als bloß Roggen und Kartoffeln nötig. Darum fordert der Reichsbauernführer von uns, daß wir seine Vorschläge nicht einfach in den Wind schlagen. — Ich weiß, Vater, man kann nur darüber etwas sagen, was man kennt. Und darum möchte ich es einmal im Hannoverschen oder sonstwo mitansehen, wie man dort die Frucht anbaut, welche Früchte dort bodenständig sind. Dann kämen wir über nutzlose Versuche leichter hinaus zu einer vernünftigen Planwirtschaft, wie sie für das Volksganze notwendig ist."

„Du möchtest also neue Moden hier einführen?" fragte der Bauer mißtrauisch.

„Nein, Vater, so mußt du das nun wieder nicht verstehen. Ich meine bloß, daß man auch bei uns nie auslernen kann. Erst **der** Bauer wird etwas gelten können, der nicht neben der Zeit, sondern mitten **in** der Zeit und ihren Forderungen steht."

Bauer Haverhoff war nachdenklich geworden. Da war vieles, was ihm sein Junge sagte, das ihm verständlich schien. Dann aber warf er den Gedanken unwillig beiseite: „Das sind ja alles Flausen. Ueberlege doch einmal: Wenn du nun wirklich von hier gingst, müßte ich an deiner Statt einen Knecht nehmen, um die Arbeit schaffen zu können. Kommt das heute dabei heraus? Und dann mit lauter fremden Menschen den Hof bewirtschaften? Nein, das schlage dir nur aus dem Kopf, daraus wird nichts. Und noch etwas will ich dir sagen: es hat keine Art, daß ein Hoferbe sich bei einem andern Bauern als Knecht verdingt, für beide Teile hat das keine Art."

Fritz hatte sich in seinen Gedanken verbissen. „So, wie du dir das alles vorstellst, habe ich es mir nicht gedacht. Ich meine, daß ich ja mit einem andern Hoferben **tauschen** kann. Ich gehe auf den Hof seines Vaters und er kommt auf ein oder zwei Jahre zu uns."

Der Alte lächelte ein wenig. Der Gedanke gefiel ihm schon besser, aber er zweifelte doch stark, daß er durchführbar war. Da faltete Fritz aber ein „Merkblatt für den Landjugend-Austausch innerhalb Deutschlands" auseinander. „Sieh mal, Vater, der Reichsbauernführer hat diesen schönen Gedanken längst aufgenommen und etwas daraus gemacht. Lies dir doch alles einmal in Ruhe und mit Bedacht durch, dann wirst du finden, daß auch in dieser Hinsicht an alles gedacht worden ist. Wir können nachher ja einmal mit dem Jugendwart unserer Bauernschaft sprechen oder mit dem Kreis. Sollst sehen, daß sich alles einrichten läßt."

Der Bauer erwiderte nichts mehr. Still nahm er das Blatt und ging zu Mutter Haverhoff, um hierüber mit ihr zu beraten. Gewiß, Mutter Haverhoff war froh, daß kein Herzeleid hinter dem stand, was sie befürchtet hatte,

daß kein städtisches Fräulein ihrem Jungen ein Liebesweh angetan hatte. Aber so leicht konnte sie sich in diese „neumodischen" Gedanken nicht finden. Nach langem Sinnen meinte sie dann: „Wenn man es recht nimmt, Vater, so haben die Nationalsozialisten doch schon viel geschafft, daß man stolz auf seine Kinder sein kann. Wir wollen dem Fritz seine Meinung darum einmal ernsthaft überlegen. Es ist ja nicht so, daß er uns auf alle Zeit verlassen will. Er kommt ja wieder und wird dann wohl wissen, was er eigentlich will.

Und so kam es denn auch: Fritz wird im Herbst mit dem Sohn eines Erbhofbauern aus der Soester Börde tauschen und es wird für beide ein Gewinn fürs Leben sein. Wilhelm Möller.

„Trotzdem ..."

Als Else aus der Schule kam, sah Mutter gleich, daß da was nicht stimmte. „Na — ?" ermunterte sie. Else warf die Mappe mißmutig in die Ecke: „Ich mag überhaupt nicht mehr in die Schule. Fräulein Becker zieht die Anneliese immer vor. Die hat auch drei Fehler in ihrer Niederschrift, und die hat 'ne Zwei, und ich . . ." Else heulte. Mutter entrüstete sich: „Also da muß ich doch wirklich mal in die Schule gehen, das ist ja unerhört, warum sollen andere Kinder besser behandelt werden als unsereins?!" Nach einer Weile: „Zeig doch mal her, dein Heft!" Schluchzend kramte Else in ihrer Mappe und gab es der Mutter. „Mein letzter Sonntag" hieß die Niederschrift, und gleich im ersten Abschnitt leuchteten zwei dicke rote Striche. Else hatte geschrieben: „Trotzdem es regnete, waren wir sehr vergnügt." Und das „Trotzdem" war dick mit roter Tinte angestrichen, „Obwohl" stand am Rand. „Liebe Zeit", sagte die Mutter, „was das wohl ausmacht, trotzdem und obwohl, das ist doch ganz gleich!" Else schüttelte den Kopf: „Nein, Fräulein Becker sagt, ‚trotzdem' ist ein Umstandswort, das darf nicht als Bindewort gebraucht werden." — „Na und?" fragte die Mutter, „wenn du das so genau weißt, warum schreibst du es dann doch?"

Ja, warum? Warum schreibt Else, warum schreiben und sagen wir so oft „trotzdem" statt „obwohl"? Man weiß, daß es falsch ist, natürlich, man kennt doch wohl seine Muttersprache – aber man denkt eben nicht immer daran. Und was macht es schon aus, es ist ja ziemlich dasselbe! Nein, es ist gar nicht dasselbe, und Nachlässigkeit in der Sprache ist — man verzeihe diesen Vergleich — ist ebenso häßlich wie ein unsauberer Fingernagel.

Seien wir nicht lieblos gegen unsere Muttersprache. Sie ist ein schönes

Die Apothekerin

Liebe Eltern!

Sicherlich werdet Ihr schon auf einen Brief von mir warten, der Euch berichten soll von dem, was Euch am meisten interessiert: von meinem Dienst. Ich weiß, daß Ihr immer noch Befürchtungen habt, daß ein anderer Beruf mir mehr gelegen hätte. Aber allmählich hoffe ich doch, Euch vom Gegenteil zu überzeugen. Für mich gibt es einfach keinen anderen Beruf! Wie herrlich ist es, wenn ich den Menschen helfen kann, wenn ich beraten darf. Es sind meistens Frauen, die sich an mich wenden, Männer sind oft — und das ist wohl bezeichnend — den weiblichen Apothekern gegenüber ein wenig mißtrauisch und scheinen zu glauben, daß die Medizin, die wir auf das Rezept des Arztes hin anfertigen, nicht so gut sei, wie die der männlichen Kollegen. So ähnlich äußerte sich ein Kunde vor einiger Zeit. Aber als er neulich kam — ich hatte gerade Sonntagsdienst —, mußte ich ihm die Medizin zusammenstellen, da hat er sich denn von seinem Irrtum überzeugen lassen. Vor allem aber sind es, wie gesagt, Frauen, die ich beraten muß. Ihnen soll ich sogar erklären, welche Zusammensetzung irgendein Schönheitsmittel hat, ja, soll es möglichst selbst benutzen, um ihnen die Wirkung ganz genau erklären zu können. Auch in anderen Fragen, z. B. der Hygiene, wenden sie sich fast ausschließlich an mich. Manchmal muß ich auch kleine Sorgen mit ihnen besprechen oder in seelischen Nöten einen Ausweg suchen. Sie wollen in mir nämlich nicht in erster Linie die Apothekerin sehen, sondern die Frau. Und ich glaube, daß ich auf dem richtigen Wege dazu bin, ihnen in vielen Dingen Helferin zu werden. Der Beruf ist zwar nicht immer einfach, das will ich ruhig zugeben; aber ich bin glücklich, daß ich allen Anforderungen gewachsen bin.

Ich bin so froh, daß mein Chef mich zu allen möglichen Beratungen hinzuzieht, mich an verschiedenen Fragen teilnehmen läßt, und mit mir auch die Schwierigkeiten bespricht, die immer wieder in einem Beruf auftreten, in dem man einerseits Verkäufer ist, der eine gute Menschenkenntnis, eine Ahnung von Kundenbehandlung besitzen muß, in dem man aber in erster Linie Helfer und Berater ist.

Ich will Euch mal einen Arbeitstag beschreiben, damit Ihr seht, was ich alles zu tun habe. Morgens um acht geht es los, bis abends um sieben, halb acht, mit nur einer Stunde Tischzeit. Da heißt es, den ganzen Tag auf den Beinen zu sein, immer nur zu stehen. Mag das in der ersten Zeit auch etwas unbequem und anstrengend sein, so gewöhnt man sich doch sehr schnell daran. Vor allen Dingen aber: Gedanken zusammenhalten. Ich brauche es Euch wohl nicht näher zu schildern, welches unsagbare Unglück entstehen würde, wenn ich eine Unvorsichtigkeit oder eine Unachtsamkeit beginge. Denn Ihr wißt wohl, in der Apotheke, d. h. im Laboratorium, rechnen wir mit Milligramm und noch kleineren Gewichtsmaßen. Da ist es wohl zu verstehen, daß besonders der Nachtdienst schwer ist, denn dann kämpft man mit der Müdigkeit und auch schon mal mit der Langenweile. Nicht nachgeben, heißt dann unsere Parole. Es ist schon öfter vorgekommen, daß ein Arzt sich verschrieben hat oder daß eine Stelle des Rezepts undeutlich geworden ist. Da ist dann guter Rat teuer. Der Arzt ist vielleicht nicht zu erreichen, der Patient aber wartet auf die Medizin. Also muß der Apotheker nach eigenem Ermessen handeln und die Medizin so zusammenstellen, wie er es für richtig und ratsam hält und — wie er es verantworten kann.

Aber gerade diese hohe Verantwortung ist es, die mir diesen Beruf so liebenswert gemacht hat, die einen zu immer größeren Leistungen anspornt. Ich könnte mir heute nicht mehr vorstellen, daß

ich einem Berufe nachginge, in dem man seine Arbeit fast gedankenlos verrichtet, ja, für die ein anderer die letzte Verantwortung trägt.

Man hat mir als Frau neuerdings den Nachtdienst abgenommen. Ich begrüße diese Aenderung sehr, denn aus Sicherheitsgründen ist es besser, wenn die männlichen Kollegen diesen Dienst versehen. Ich habe dafür den Sonntagsdienst übernommen.

Also, wie ich schon schrieb, geht der Betrieb früh am Morgen los, denn unsere Apotheke liegt in einer Geschäftsgegend, in der wir außer einem großen Kundenkreis auch viele Landkundschaft besitzen. Da müssen schon kurz nach Beginn der Dienstzeit die verschiedensten Salben und Tinkturen, Medizinen und Wasser zusammengestellt werden. Das geschieht entweder nach dem ärztlichen Rezept oder nach eigenen Erfahrungen. Oft kommen die Kranken auch direkt zu uns, um uns ihr Leiden zu klagen und um Heilmittel zu bitten. Sehr erleichtert ist unsere Arbeit ja durch die pharmazeutischen Fabriken, die uns viele Mittel schon fertig verpackt liefern. Trotzdem aber müssen wir die genaue Zusammensetzung auch dieser Heilmittel kennen. Das ist nicht immer ganz leicht, denn fast täglich — kann man wohl sagen — kommen Verbesserungen und Neuerungen heraus. Da heißt es denn, die Fachliteratur zu studieren, um nicht zurückzubleiben, und mit den Kollegen die Meinungen auszutauschen.

Manchmal komme ich mir schrecklich dumm vor, obwohl ich doch nach meinen zwei Praktikantinnenjahren und dem sechssemestrigen Studium und Staatsexamen eigentlich ausgelernt haben müßte. Aber in den zwei Jahren, die ich bis zur endgültigen Zulassung noch zu arbeiten habe, hoffe ich noch viel zu lernen. Ich habe dies in den wenigen Wochen, die ich jetzt hier bin, schon gemerkt. Es ist in unserer Großstadt doch so ganz anders als in einer kleineren. Der Großstadtmensch ist anspruchsvoller, er stellt an uns höhere Ansprüche als der Kleinstädter. Aber das ist gut so, denn nur so können wir selbst wachsen und uns immer mehr entwickeln, bis jeder das Höchste leistet. Und das hoffe ich, auch einmal zu können.

Liebe Eltern, Ihr seht, wie glücklich ich mich in meinem Berufe fühle, und daß dies überhaupt der einzige ist, für den ich mich eigene, und ich danke Euch, daß Ihr damals meinen Bitten nachgegeben habt und mich als Praktikantin eintreten ließet.

Es grüßt Euch herzlich mit „Heil Hitler"

Eure A n n e l i e s e.

Gut, auf dessen Formenreichtum wir stolz sein können, und auf das wir getrost ein wenig mehr Rücksicht nehmen sollten.

Also bitte: „Obwohl es regnete", nie wieder „trotzdem"!

Hermann Eggert.

Sind wir rechte Erzieher?

Ein Spruch von Stefan George veranlaßt mich, diese Zeilen zu schreiben. Der Spruch ist mir beim Lesen sofort ins Gedächtnis gegangen, so lieb ist er mir; er steht in dem Buch: „Das neue Reich" und legt die große Voraussetzung rechter Erziehung dar. Wir sehen den Unterschied zwischen Lehren und Erziehen. Beim Lehren ist viel von der Methode zu sagen, da versucht man, auf verschiedene Weise zu helfen. Wie aber ist's in der Erziehung? Ich muß schon die Worte des Dichters in der Rechtschreibung und Zeichensetzung bieten, wie er selbst es gegeben hat.

Erzieher!

Die alte Bahn führt nicht zum Ziel!
Versuchen wir!
Eins, zwei schlug fehl! Nun laßt uns
noch ein Drittes sehn!
„Du darfst nur tun, wenn du im tiefsten glaubst du weißt
in deinem amte ist versuchen freveltat."

Wir wissen, daß die Sprache ihre Schönheitswirkung steigert, wenn Gegensätze hervortreten. Ich will nur einen Gegensatz herausnehmen. Da sehen wir auch, wie der Dichter ein Alltagswort adelt, es ist das Wort „tun" (d. h. geschehen machen, handeln, wirken), der Gegensatz zu „tun" ist „freveltat". Da du weißt, daß Versuchen, jegliches Versuchen, in erzieherischen Aufgaben Freveltat ist, darfst du nur unter der einen Bedingung ans Werk gehen, d a ß d u i m t i e f s t e n g l a u b s t. Glaubst an dich und deine Sendung — glaubst an den jungen Volksgenossen, dem du als Erzieher dienen willst — glaubst an den Führer, dem du dich verschworen hast — glaubst an dein Volk, in dessen Blutgemeinschaft wir alle stehen! Und ist dein Glaube im Feuer der Liebe geläutert, ist deine Berufung durch die innere Stimme bestätigt, so vergiß den Glauben an Gottes Segen nicht! Als Gottes Gabe und Geschenk sind die Kinder den Eltern anvertraut. Wer ist ein rechter Erzieher? Nur, wer im tiefsten glaubt.

W e r n e r E y l.

Der „Zeitbegriff"

Vor kurzem klagte uns eine besorgte Mutter, ihr Söhnchen könne die Zeitbegriffe, wie „gestern morgen" und „morgen abend", nicht auseinanderhalten. Der Junge käme nun schon übers Jahr zur Schule, deshalb sorge sie sich, wie sie dem Kinde diese Begriffe beibringen solle. — Geduld! das sei das erste. Das Zeitbewußtsein kommt dem Menschen erst spät und geht ihm auch verhältnismäßig früh wieder verloren. Solange das Kind mit unseren Zeitbegriffen nichts anzufangen weiß, muß man sich anders zu helfen versuchen. Wir haben als Kinder gefragt, wie oft wir bis dann und dann noch „schlafen" müßten. Die Länge des Schlafes wurde uns so gedeutet, das es hieß: „Einmal um die Uhr herum". Damit konnten wir etwas anfangen. Auch ist es besser „gestern früh" zu sagen statt „gestern morgen". Wir sagen ja auch nicht „morgen morgen" sondern „morgen früh". Mit dem „Morgen" ist das manchmal überhaupt eine verflixte Sache. Wenn in einem Wetterbericht steht: „Es ist nach dem Barometerstieg seit heute morgen morgen eine Morgenkühle zu erwarten, dann stutzt selbst der Erwachsene. Wie aber soll sich da schon ein kleines Kind zurechtfinden? Darum nochmals: Geduld! Hänschen lernt es beizeiten bestimmt noch früh genug, denn das sind Begriffe, zu denen uns das Leben bald erzieht! MC.

Warum?

„Mutti, warum ist das Haus so hoch?"
„„Ach, frag doch nicht immer warum.""
„Mutti, warum hat Onkel Paul keine Haare auf dem Kopf?"
„„Ach, frag doch nicht immer warum.""
„Mutti, warum hat es gestern geregnet?"
„„Ach, frag doch nicht immer warum.""

— — — — — — — —

„Fritzchen, warum hast Du Deinen Brei wieder nicht ausgegessen?" —
„Fritzchen, warum hast Du Dir die Hände nicht gewaschen?" —
„Fritzchen, warum bist Du wieder an der Zuckerdose gewesen?" —
„„Ach, frag doch nicht immer warum.""

Fortsetzung der amtlichen Mitteilungen

Hessen: Pfingsten: 27. Mai bis 4. Juni, Sommer: 8. Juli bis 18. August, Herbst: 14.—20. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 20. März bis 8. April;

Hamburg: Pfingsten: 30. Mai bis 8. Juni, Sommer: 4. Juli bis 17. August, Herbst: 13.—19. Oktober, Weihnachten: 23. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 20. März bis 9. April;

Mecklenburg: a) städtische Schulen: Pfingsten: 28. Mai bis 5. Juni, Sommer: 8. Juli bis 18. August, Herbst: 9.—15. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 20. März bis 9. April; b) ländliche Schulen: Pfingsten: 28. Mai bis 5. Juni, Sommer: 18. Juli bis 18. August, Herbst: 21. September bis 8. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 20. März bis 9. April;

Braunschweig: Pfingsten: 27. Mai bis 4. Juni,, Sommer: 8. Juli bis 18. August, Herbst: 9.—15. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 25. März bis 13. April;

Oldenburg: Pfingsten: 28. Mai bis 5. Juni für alle Landesteile, Sommer: 8. Juli bis 18. August für die Landesteile Oldenburg und Lübeck, 22. Juli bis 1. September für Landesteil Birkenfeld in Idar-Oberstein und Birkenfeld, für die übrigen Volksschulen jedoch 22. Juli bis 20. August; Herbst: 9.—15. Oktober für Oldenburg und Lübeck, 24. September bis 15. Oktober für Landesteil Birkenfeld, ausgenommen für Idar-Oberstein und Birkenfeld, für diese letzten beiden 9.—15. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar für alle Landesteile, im Landesteil Birkenfeld, ausgenommen Birkenfeld und Idar-Oberstein, 22. Dezember bis 4. Januar, Ostern: 25. März bis 13. April, für den Landesteil Birkenfeld: 23. März bis 12. April;

Bremen: Pfingsten: 28. Mai bis 5. Juni, Sommer: 8. Juli bis 18. August, Herbst: 12.—19. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 23. März bis 12. April;

Lippe-Detmold: Pfingsten: 28. Mai bis 5. Juni, Sommer: 22. Juli bis 1. September, Herbst: 9.—15. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 23. März bis 12. April;

Schaumburg-Lippe: Pfingsten: 28. Mai bis 5. Juni, Sommer: 8. Juli bis 18. August, Herbst: 9. bis 15. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 25. März bis 13. April;

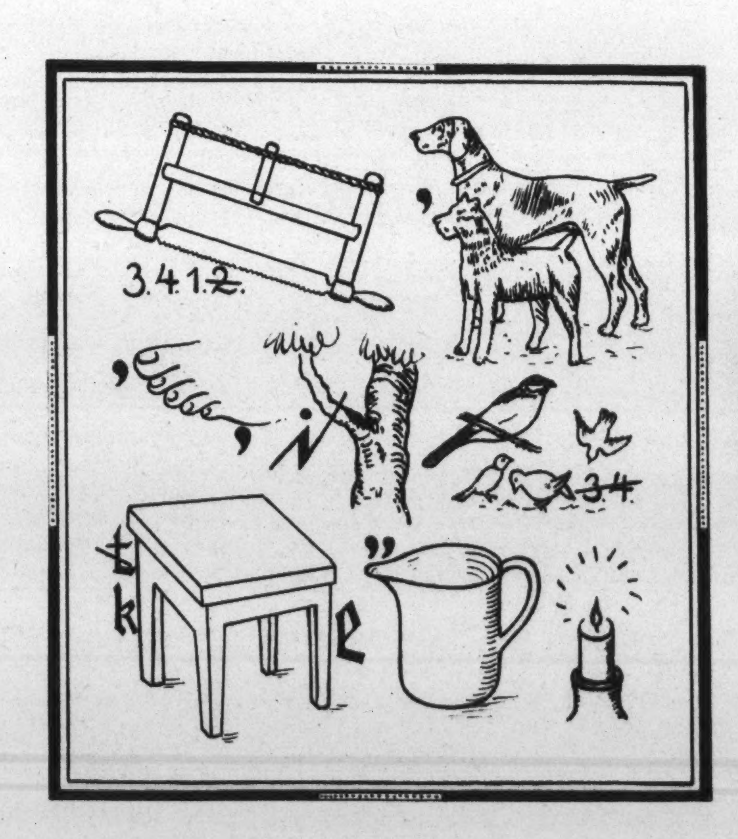
Anhalt: Pfingsten: 27. Mai bis 4. Juni, Sommer: 8. Juli bis 18. August, Herbst: 9.—15. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 19. März bis 7. April;

Lübeck: Pfingsten: 28. Mai bis 5. Juni, Sommer: 8. Juli bis 18. August, Herbst: 9.—15. Oktober, Weihnachten: 22. Dezember bis 6. Januar, Ostern: 25. März bis 13. April;

Saarland: Pfingsten 28. Mai bis 4. Juni, Sommer: 22. Juli bis 1. September, Herbst: 27. Oktober bis 3. November, Weihnachten: 22. Dezember bis 7. Januar, Ostern: 20. März bis 9. April.

(Siehe „Amtl. Mitteilungen", Heft 3/1936.)

Kurzweil am Feierabend





Werden die Buchstabenpaare mit Hilfe der Bogen verbunden, so ergibt sich ein Ausspruch von Dr. Martin Luther.

Verlag der „Reichselternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.

Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.



Die Sonne lockt zum Wandern

Aufnahme Dr. Paul Wolff (Mauritius)